

XX $\frac{27}{20}$ $\frac{244}{19}$ *SW*

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

И. С. Р. С. И.

Unsere Wirtschaft

Organ der Kooperativen Beratung der A.S.R.R. der Wolgadenutschen.

Illustrierte Halbmonatsschrift

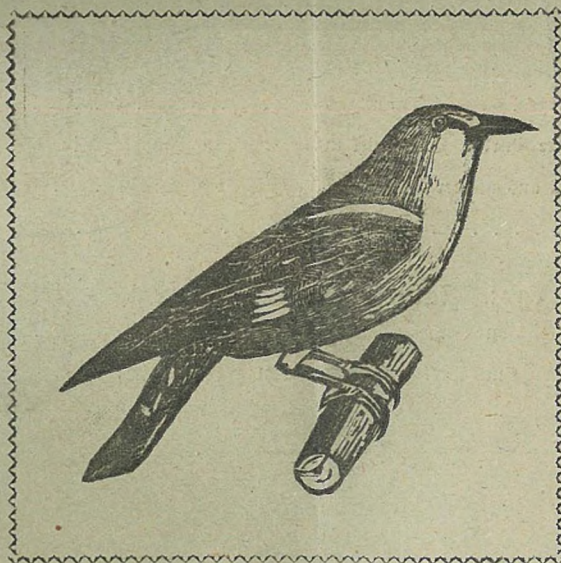
zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Erscheint zweimal monatlich.

Nummer 8.

Potrowst, 30. April 1924.

Jahrgang 3.



„У н з е р е В и р т ш а ф т“

двухнедельный журнал.

Organ Кооперативного Совета Обкома РКП (б.) АССР немцев Поволжья.

Адрес редакции: Покровск, Коммунарная площадь № 4.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Das böse Gewissen der Beherrscher Rumäniens. Von F. H.	209
Wirtschaft und Wissen:	
Zur Gründung der Gesellschaft für Heimatkunde. Von H. Schlegel. (Schluß.)	211
Schriftsprache oder Mundart? Von Fr. Bach.	213
Unsere volkstümlichen Osterbräuche. Von F. Seiditz.	215
Wie werden die Planeten gewogen? Von Fr. Ziegler.	217
Statuten der landwirtschaftlichen Kreditgenossenschaft.	220
Landwirtschaft:	
Der Kampf mit der Dürre. Von N. Wenjailenko, Agronom.	223
Die Atkinomykose. Von G. Rapoport, Veterinärarzt.	224
Der Weiskornbau. Von F. Röll, Agronom.	227
Der Kürbisbau. Von B. Maslow, Agronom.	231
Einiges über Fischzucht. Von M. M. Bewaschow.	233
Praktische Ratschläge.	234
Kultur und Leben:	
Frühlingsmorgen. Von M. Frank.	235
Um zwei saure Gurken. Schauspiel in 5 Aufzügen. Von H. Klein.	235
Erinnerungen aus meiner Schulzeit. Von Bl. St. (Schluß).	239
Rätsellecke.	240
Beilage: Naturbilder aus unserem Gebiet.	
Die Goldamsel. Von B. Heim.	25
Aus dem Leben eines Beklagenswerten. Von B. Heim.	26

Unsere Wirtschaft

Illustrierte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Erscheint zweimal monatlich.

Bezugspreis:		Anzeigen:	
Für einen Monat mit Uebersendung	60 Kop. in Gold.	Die Petit-Beile oder deren Raum	25 Kop. in Gold.
Vierteljährlich	1 Rubl. 25 "	Fürs Ausland	15 Cent.
Fürs Ausland für 6 Monate	3 Dollar.		

Nummer 8. |

Wokrowst, 30. April 1924.

| Jahrgang 3.

Das böse Gewissen der Beherrscher Rumäniens.

(Злая совесть владык Румынии.)

(Zur bessarabischen Frage.)

Von J. S.

Von Alexander dem Großen hat sein Geschichtsschreiber verewigt, daß Mazedonien, seine Heimat, ihm zu eng war und er darum in die weite Welt ging und die ganze Welt eroberte. In der nächsten Nähe Mazedoniens gibt es ein Land, dessen Volk arbeitsam und friedfertig, dessen Beherrscher aber die ärgsten Lumpen und Großmäuler sind; dieses Land heißt Rumänien. Dem ausgebeutelten und unterjochten rumänischen Volke war selbst das Mutterland zu breit, weil es überall geschnitten wurde; der rumänische Bojar (adlige Gutsbesitzer) hat aber sein profitreiches Vaterland für eng gehalten und, vom Beispiele Alexanders des Mazedoniers angepornt, ging er auf die Suche.

Edle Räuber gehen gewöhnlich auf die Jagd, aber einem Bojaren darf man keinen Mannesmut zusprechen: der rumänische Alexander der Gernegroße ging nur, im Trüben zu fischen.

Das trübe Wasser dieses Fischers war der Weltkrieg. Eingeklemt zwischen die faule österreichisch-ungarische Monarchie und das zaristische Rußland, entschloß sich die rumänische Bojarenclique (Bojarensippchaft) für den Zaren. Der Zar war groß und mächtig; seine Hundertmillionenvölker schienen das beste und zahlreichste Kanonensfutter zu liefern; Oesterreich-Ungarn war mehr als morisch, also schlug Rumänien los. Als aber die Werkstätigen Rußlands gar nicht gewillt waren, nach der Rech-

nung des Zaren und der rumänischen Bojaren die ihnen zugemutete Rolle zu spielen, kehrte Rumänien den Spieß gegen Bessarabien und das russische Kriegsmaterial und schloß mit den Zentralmächten baldigt Frieden ab.

Das Luftschloß der Zentralmächte mußte auch bald zusammenbrechen, und Rumänien griff bei allen Gelegenheiten und in allen Richtungen nach der Beute, und das kleine Balkankönigreich Rumänien mit 8 Millionen Einwohnern im Jahre 1916 wuchs zum Ende des Jahres 1918 zu einer Balkangroßmacht von 18 Millionen Einwohnern an.

Der Appetit ist zeitweise eine gefährliche Erscheinung, ganz besonders, wenn man Verdauungsstörungen hat. Und Rumänien hat große Verdauungsschwierigkeiten. Erstens sind die sozialen Verhältnisse im Innern eine offene Wunde, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann der Gährungsstoff explodiert (ausbricht). Die vielversprochene Agrarreform (Landregelung) blieb ein schönes Wort, und wir haben keinen Grund, zu hoffen, daß sie ~~Zut wird~~ höchstwahrscheinlich kommen selbst die rumänischen Bauern bald darauf, daß sie ~~ihre~~ auch nicht zu hoffen, sondern zu ~~handeln~~ haben. Zweitens sind die Schwierigkeiten der ~~der~~ Großmachstellung mit der ~~der~~ ~~sozialen~~ Frage, mit der Nationalitätenfrage, ~~verbunden~~.

Vorkriegsrumänien hatte 8 Millionen Einwohner, Großrumänien unterjocht außer diesen

und den siebenbürgischen Rumänen 2 Millionen Ukrainer in Bessarabien, über 3 Millionen Ungarn, gegen 1 Million Deutsche und eine halbe Million Bulaaren.

„Es ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären“: Großrumänien regiert seit Kriegsende mit Belagerungszustand und hält zur Sicherung der inneren und äußeren „Ordnung“ Risikohere bereit. Die Arbeiter- und Bauernbewegung ist buchstäblich in Fesseln geschlagen, weil die rumänischen Werktätigen nicht nur die „vaterländischen“, sondern auch die kolonisierenden französischen Machthaber erhalten müssen.

Das durch Raub und Willkür zusammengeflickte Rumänien ist der treueste Diener Frankreichs, und sein unreines Gewissen treibt es fortwährend zur Stacheldrahtpolitik gegen den Rätebund. Wir haben noch nicht vergessen, daß zur Zeit des Curzon-Ultimatums ein gar freches Schwertgerassel in Polen und Rumänien hörbar wurde und der militärische Gouverneur von Bessarabien, General Popoviciu, mit mathematischer Gewißheit feststellte, daß ein rumänischer Soldat sieben Rotarmisten gleichkommt. Wir zweifeln an der Richtigkeit dieser Rechnungsführung und erklären — im höheren Einvernehmen mit unseren rumänischen Brüdern — daß ein rumänischer Werktätiger plus ein russländischer zwei Werktätige sind.

Dieses Bewußtsein ist und bleibt unsere Richtlinie, und diese Ueberzeugung führte uns im Laufe von sieben Jahren in unserem Verhalten gegen alle Bourgeois-Staaten. Es ist selbstverständlich, daß wir keinerlei Völkerversteigern gutheißen und keinen Größenwahn großziehen werden; es ist aber mit der Existenz einer ganzen Reihe von Nachfolgestaaten bewiesen, daß wir das Selbstbestimmungsrecht der Völker nicht bloß als Losung gebrauchen, sondern in die Tat umsetzen.

Unsere Stellung zur bessarabischen Frage ist die folgerichtige Anwendung dieses Grundgesetzes, und in dieser Frage kann weder der Botischasterrat noch Poincaré, der die Einverleibung Bessarabiens in Rumänien vor einem Monate im französischen Parlament zum Gesetz erhob, beeinflussen.

Die Geschichte der Beziehungen zwischen Rumänien und dem Bunde der Räterepubliken

stellt infolgedessen das denkbar düsterste Bild dar. Die ersten Versuche im Jahre 1921 scheiterten noch als Versuche, und der zweite Versuch, die Wiener Konferenz, wurde in den ersten Tagen dieses Monats abgebrochen. Es ist doch undenkbar, daß wir im siebenten Jahre der Revolution auf irgendeine Nachgiebigkeit in grundsätzlichen Fragen eingehen. Es ist nicht die Frage des politischen Ansehens, es ist die Lebensfrage der Revolution, daß wir überall, wo unsere Hand nur hingreift, die Linie der proletarischen Großmachtspolitik streng einhalten.

Wir sind mit allen Unterdrückten solidarisch (gesinnungstreu), und unsere Existenz verpflichtet uns, die Solidarität in die Tat umzusetzen. Darum erklärte unsere Delegation in Wien: Internationale Gebietszugehörigkeitsfragen dürfen nur auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker geregelt werden, und die Räteregierung treibt keinen Völkerhandel.

Wir schlugen die Volksabstimmung vor, weil ausschließlich die Bevölkerung Bessarabiens über ihr eigenes Schicksal entscheiden kann. Rumäniens Beherrscher stotterten auf unsren Vorschlag und gingen auf die einfachste Lösung der unstrittenen Frage nicht ein.

Nach wie vor herrscht der ärgste Terror in Bessarabien gegen sämtliche nationale Minderheiten und gegen die R. P. Rumäniens. Nach wie vor wird die ärgste Kriegsheize und der ärgste Verleumdungsfeldzug gegen unseren Rätebund betrieben. Wir wollen keinen Krieg, und wir werden wegen Bessarabiens „Eroberung“ keinen Krieg führen. Das widerspricht unseren politischen Grundsätzen, weil wir keinen Völkerhandel treiben; es widerspricht aber unseren elementarsten politischen Forderungen, daß das werktätige Volk Bessarabiens ohne sein Befragen von uns abgerissen wurde. Die Frage ist von großer Tragweite, und sie bleibt offen. Die rumänischen Bojaren haben ihre Rechnung ohne den Wirt, ohne die werktätigen Massen Bessarabiens, gemacht und dabei vergessen, daß die Zeiten der Brest-Litowfer Friedensverhandlungen von 1918 ein für allemal vorüber sind. Die proletarische Großmacht ist fester und sicherer als zuvor und hat bei ihren Zielen und ihren Bestrebungen den sichersten und zuverlässigsten Verbündeten: das Weltproletariat.





Zur Gründung der Gesellschaft für Heimatkunde.

(К организации общества краеведения.)

Von H. Schlegel.

(Schluß.)

Nehmen wir unsere Deutschen und Kleinfürstentümer. Sie leben hier abgerissen von der Hauptmasse ihres Volkes. Ihre sittliche und kulturelle Entwicklung sucht sich hier in neuen Verhältnissen eigene Wege, ohne unter dem unmittelbaren Einfluß der Mutterkulturen zu stehen. Und diese kleinen Völkchen hier haben sich ihre Nationalität bewahrt. Fast niemand hat sich bis jetzt im Ernste für ihr Leben interessiert. Es ist wahr, einen kleinen Anfang haben P. Sinner und J. Erbes gemacht: sie haben deutsche Volkslieder aufgeschrieben und veröffentlicht. Das Büchlein ist heute zu einer Rarität (Seltenheit) geworden. Der vor einem Jahr verstorbene Johannes Jörn hat ein Werk über Sitten und Gebräuche unserer Kolonien angefangen, aber sein zu früher Tod hat das Werk begraben. Prof. Dinges arbeitet auf dem Gebiet der Mundarten. Das alles ist aber nur ein kleiner Anfang. Die Volkslieder enthalten viel Eigenartiges; viel Material zum Bekanntwerden mit dem Volksleben kann man in ihnen entdecken. Das Leben, die Bestrebungen, die Vergangenheit spiegeln sich in der Volksdichtung ab. Nehmen wir nur die letzten Revolutionsjahre. In manchem Gedicht, Lied, „Schelmliedchen“, Sprichwort usw. hat sich das Verhalten der verschiedenen Gruppen der Bevölkerung zur Revolution geäußert. Niemand hat das alles aufgeschrieben. Damit ist ein Teil von prächtigem Material zur Geschichte, Psychologie der Revolution für immer verloren gegangen. *)

*) Das kann ja noch nachgeholt werden. Die Red.

Weiter das religiöse Leben im Dorfe. Es nimmt einen großen Platz in dem ganzen Leben des Bauers ein. Mit der historischen Kirche beschäftigen sich die Gelehrten, aber mit unserer heutigen Dorfkirche, so wie sie lebt, sich entwickelt — niemand. Niemand hat sich näher mit den Sektanten beschäftigt. Man kann ohne Ende Gott verneinen, die Kirche verachten, aber ein Kulturarbeiter muß doch wissen, woran das Volk, dem man Kultur und Wissenschaft bringen will, glaubt und warum es so glaubt.

Hinsichtlich unseres wirtschaftlichen Lebens müßte alles erst recht klar sein. Wir können uns nicht vorstellen, daß ein Beamter ohne gründliche Kenntnisse der örtlichen Verhältnisse erfolgreich arbeiten kann. Die ganze Käseregierung von unten bis oben will sich auf die wirtschaftlichen Verhältnisse stützen, und keine ernste Verordnung soll durchgeführt werden, ohne ihre Folgen voranzusehen. Es wäre bestimmt zu viel verlangt, daß jeder Beamte sein Gouvernement in ökonomischer Hinsicht vollständig kenne; aber von denen, die näher zu rein wirtschaftlicher Arbeit stehen, haben wir das Recht, es zu verlangen. Um das zu ermöglichen, ist gut gestellte Heimatkunde nötig.

Nehmen wir weiter einen Schularbeiter. Er muß den Kindern die allgemeinsten Begriffe und Tatsachen des Lebens unserer Republik geben können. Und was für Material hat er da? Fast gar keins. Im Marxstädter Museum hat man einige ausgestopfte Tiere und

paar sonstige Kleinigkeiten. Das ist aber nur in Marzstadt. Aber wo sind die Pflanzensammlungen, Terrarien, Mineral-, Insekten- und vieles andere, was ein anschauliches Bild unserer Natur gibt und eine bessere Kenntnis von ihr vermittelt? Sie sind nicht da, während sie in jeder Schule nötig sind. Wir können nicht warten, bis wir alles das von irgendwo bekommen. Wir müssen heute schon anfangen, die verschiedensten Gegenstände aus unserer Gegend anzulammeln, sie klassifizieren und bei dem alltäglichen Schul- und Außerschulunterricht ausnützen zu lernen. Das alles ist überaus wichtig, da doch die Erzforschungen, die unmittelbare Erforschung der Natur, eine bedeutende Rolle in der Schularbeit spielen müssen.

Wir wollen nicht verlangen, daß jeder Kulturarbeiter sich voll und ganz mit Heimatkunde beschäftigt — wir wissen wohl, daß es für ihn auch noch andere Beschäftigungen gibt; aber denjenigen, die für Heimatkunde Zeit finden wollen, müssen ihm behilflich sein, in Verbindung mit einer Heimatkunde treibenden Organisation zu treten und dadurch mehr Einheitlichkeit in die Methoden der heimatkundlichen Forschung zu bringen.

Wir leben hier mehr als 150 Jahre und haben (unseres Wissens) nicht eine einzige geographische Beschreibung unserer Republik.

Vieles andere ist noch der Bemühungen der Heimatkundschafter wert. Nur noch eins möchte ich besonders unterstreichen: wir haben bis heute noch nicht eine mehr oder weniger vollständige Sammlung unserer Schriften, die seit 1764 erschienen sind . . . Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, Broschüren usw. Auch die Archive des gewesenen Kontors — der Tutelkanzlei — und viele andere, die eigentlich unserer Republik gehören müßten, sind in der Welt zerstreut. Wäre es nicht Zeit, das alles einzusammeln, in unserer Republik aufzubewahren und zu bearbeiten?

Also haben wir in unserer Kulturarbeit eine große, unangenehm große Lücke. Diese Lücke besteht darin, daß wir es noch nicht gelernt haben, scharfe, aufmerksame Blicke um uns zu werfen, das Bedeutende und Wertvolle zu finden und daraus wissenschaftlich begründete Vorstellungen von der Umgebung zu bekommen. Wir müssen es aber lernen. Besonders jetzt, da unter gewesenes Gebiet die Rechte der auto-

nomen Republik bekommen hat und das Schicksal unserer Bevölkerung mehr als bisher in unseren eigenen Händen liegt.

Die Republik hat uns außer Rechten auch Pflichten gebracht, und unsere Rechte werden wir dann erst ausnützen können, wenn wir unseren Pflichten gewachsen sein werden. Der Aufbau unserer Wirtschaft, unserer Republik verlangt auch Kulturarbeit, und bei dieser Kulturarbeit spielt die Heimatkunde keine kleine Rolle. Das verpflichtet uns besonders, näher zur Heimatkunde heranzutreten.

Die Erforschung unserer Gegend kann nur dann die nötigen Erfolge zeitigen, wenn die Arbeit auf die richtigen Bahnen geleitet wird. Man braucht nicht zu denken, daß wir die Arbeit sofort rein wissenschaftlich führen können. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir sehr arm an wissenschaftlichen Kräften sind. Um wissenschaftlich zu arbeiten, muß man gut vorbereitet sein, die Methoden der Arbeit anwenden können, einfach ein Fachmann sein. Diese rein wissenschaftliche Arbeit können wir von den breiten Massen unserer Staats- und Kulturarbeiter nicht verlangen. Aber ein Teil der Arbeit können wir auf sie legen, wenn auch nicht auf alle, so auf diejenigen, die sich freiwillig und mit Ernst der Arbeit hingeben. Diese Arbeit besteht in der Sammlung des Materials, das dann — hier oder noch irgendwo — wissenschaftlich bearbeitet wird.

Das wäre die Arbeit der Gesellschaft für Heimatkunde. Zum Anfang darf sie sich nicht an einen bestimmten Plan binden: sie bestimmt nur die Wege der Arbeit und erfüllt sie insofern, als die vorhandenen Kräfte und deren Verhalten zur Gesellschaft es erlauben. Bei dem Anfang ist nur wichtig, die Aufgaben richtig zu verstehen und bischen Interesse und Liebe zur Heimatkunde zu haben. Das andere alles kommt dann selbst. Man muß vorsichtig sein und darf sich nicht unausführbare Aufgaben auflegen, die einen manchen abschrecken können. Unter diesen Bedingungen wird die Gesellschaft festen Boden finden und sicher vorwärts schreiten.

In die Gesellschaft müssen alle eintreten, die Ernst haben, auf dem Gebiet der Heimatkunde etwas zu leisten. Vor allem sind das selbstverständlich die Kulturarbeiter, — die haben die Heimatkunde vor allen nötig, dann die

Arbeiter auf dem Gebiet der örtlichen Wirtschaft — sie können der Gesellschaft manches geben, auch selbst bekommen, besonders aus der Geschichte der Entwicklung der Wirtschaft.

Es ist klar, daß bei den ersten Schritten der Gesellschaft auf große Erfolge nicht zu warten ist. Die Sachlage wird von den Mitgliedern mehr verlangen, als ihnen geben. Die Arbeit wird freiwillig und ohne materielle Belohnung dafür geleistet werden müssen. Die Genugtuung, an einem Kulturwerk beteiligt zu sein, wird die Belohnung ersetzen können.

Wir sind überzeugt, daß die Gesellschaft bei ernster Arbeit auch bald der Bevölkerung ein manches über unsere Republik geben wird — Artikel in Zeitschriften, Sammelwerke

und so weiter.

Der Gedanke, solch eine Gesellschaft ins Leben zu rufen, ist nicht neu: schon 1919 sind ihm die Teilnehmer der Lehrerkurse in Marystadt sehr warm entgegengekommen. Der Versuch, eine Gesellschaft zu gründen, ist damals verunglückt. Zum zweiten Mal hat man es 1922 versucht — und wieder ohne Erfolg.

Der dritte Versuch ist im letzten Winter gemacht worden. Bei der Räte-Parteischule in Pokrowsk ist die Gesellschaft für Heimatkunde gegründet worden. Sie arbeitet auch schon und wird wahrscheinlich in der nächsten Zukunft mit Liebhabern der Heimatkunde in der Republik und Nachbarschaft in Verbindung treten.



Schriftsprache oder Mundart?

(Литературный язык или наречие?)

Von Fr. Bach.

In Nr. 47 der „Nachrichten“ ist unter der Ueberschrift „Die Unterrichtssprache“ folgendes zu lesen:

„Auf der Versammlung der Balzerer Lehrzelle am 9. Februar wurde die Frage behandelt, wie die deutsche Sprache vorzutragen ist — in der Literatursprache oder im Dialekt. Nach langer Diskussion konnte man feststellen, daß die Meinungen über diese Frage sich teilten: die meisten waren der Ansicht, daß der Unterricht in der Literatursprache zu führen ist, der Dialekt nur als Hilfsmittel anzuwenden ist; andere wiederum glauben, daß der Dialekt in der Schule überhaupt keine Anwendung finden darf, da die Mundart unseres Volkes nicht als ein Dialekt angesehen werden kann, so bedeutend hat er sich verändert. Der Lehrer hat die deutsche Sprache mit den Kindern so zu erlernen, daß der Dialekt gänzlich aus der Schule ausgetrieben wird.“

Es kam schließlich zu einer Resolution, in der der Lehrerschaft anheimgestellt wird, den Unterricht der deutschen Sprache so zu führen, wie es die Schüler am leichtesten verstehen, ob in der Literatursprache oder im Dialekt.

Die Lehrerschaft der Balzerer Zelle bittet alle diejenigen, die sich für diese Frage inter-

essieren, ihre Meinung durch die Spalten der „Nachrichten“ mitzuteilen. Күміш.“

Diese etwas kurze und mangelhafte Notiz, auf die Gen. Josef Ruß in Nr. 9 der Moskauer Zeitschrift „Die Arbeit“ in seinem Artikel „Hochdeutsch, Mundart und Dinges“ reagiert, veranlaßt auch mich Stellung zu der bewußten Frage zu nehmen, da sie wichtig genug ist, erschöpfend erörtert und richtig gelöst zu werden.

Vor allem erscheint es sonderbar, ja befremdend, daß die Versammlung der Balzerer Lehrzelle eine Resolution annahm, wonach „der Lehrerschaft anheimgestellt wird, den Unterricht der deutschen Sprache so zu führen, wie es die Schüler am leichtesten verstehen, ob in der Literatursprache oder im Dialekt“. Wie die Notiz berichtet, waren doch die meisten der Ansicht, „daß der Unterricht in der Literatursprache zu führen ist, der Dialekt nur als Hilfsmittel anzuwenden ist“. Warum haben diese „meisten“ keine dementsprechende Resolution durchgedrückt? Darauf kann nur geantwortet werden: Ein gewisser Teil dieser „meisten“ war eben nicht überzeugt, daß seine Anschauung die richtige war.

Und diese Anschauung war und ist die richtige, wie wir weiter unten sehen werden.

Einmal sind die „andern“, die Gegner der „meisten“, schon im Unrecht, wenn sie sagen, die Mundart (müßte heißen: die Mundarten) unseres Volkes dürfe nicht als ein Dialekt (müßte heißen: Dialekte) angesehen werden, weil sie oder er sich „so bedeutend“ verändert habe. — Wie man nur so etwas jagen kann?! Erstens heißt doch „Dialekt“ so viel wie „Mundart“, und zweitens verändert sich im Laufe der Zeit nicht nur jeglicher Dialekt oder jegliche Mundart, sondern auch die Schriftsprache. Gen. S. Ruß sagt daher mit Recht in einer Fußnote zu seinem oben bezeichneten Artikel: „Diese Argumentation („so bedeutend hat er sich verändert“) geht über unser bescheidenes Begriffsvermögen. Bedeutet denn das griechische „Dialekt“ und das deutsche „Mundart“ schließlich nicht eins und dasselbe? Oder soll hier fast mit philologischer Peinlichkeit „Dialekt“ als Sammelbegriff für eine gewisse Summe verwandter Einzelbegriffe, d. h. „Mundarten“ aufgefaßt werden, wie etwa das russische „наречие“ und „говор“? — Auch dann ist das mit der „bedeutenden Veränderung“ nicht recht einleuchtend, denn welche Sprache ist denn nicht fortwährenden Veränderungen unterworfen?“

Wenn die höchst sonderbare Ansicht der „andern“ über die Mundarten im Hinblick auf solche Dörfer ausgesprochen worden wäre, in denen die Bewohner schon so „verrußt“ sind, daß man im Ernst nachrechnen muß, ob sie mehr korrupte (verdorbene) deutsche oder russische Wörter in ihrer Rede gebrauchen, so könnte man die Ansicht, das sei keine deutsche Mundart oder kein deutscher Dialekt mehr, etwa zur Hälfte gelten lassen. Doch solche Dörfer kann man, ohne sich figürlich auszudrücken, bei uns an den Daumen abzählen. Diese zwei oder drei Dörfer abgerechnet, gebrauchen unsere Wolgakolonisten weniger russische Wörter als die deutschen Bewohner mancher Grenzgebiete Deutschlands oder der Schweiz französische und andere.

Einen noch größeren Fehler als den eben erörterten machen die „andern“, wenn sie die Sprache unseres Volkes — eine solche wird es doch wohl sein —, welcher Art sie auch sein möge, gänzlich aus der Schule austreiben wollen. Gen. S. Ruß, der den ersten Fehler der

„andern“ gebühlich abgeurteilt und beurteilt hat, begehrt leider den zweiten mit, indem er unter anderem sagt: „... wenn in und außerhalb der Familie nur die Mundart gesprochen wird, so darf in der Schule nur das Hochdeutsche gepflegt werden, da sie ja faktisch so ziemlich der einzige Ort dafür ist. Der Schüler soll deshalb da kein einziges Wort im Dialekt von seinem Lehrer hören“.

Eine solche Anschauung widerspricht durchaus den Grundsätzen der Pädagogik und Didaktik.

Vor allem sollen wir dem Kinde beim ersten Schulunterricht so viel wie möglich entgegenkommen, uns zu ihm herablassen und es leicht und behutsam in das Schulleben einführen, wobei die dem Kinde fremde, mitunter ganz fremde Schriftsprache nicht allzu viel Dienste leistet. Das Kind, das in der völlig neuen Umgebung, die die Schule für es darstellt, ohnehin schwächern und zurückhaltend ist und das den Lehrer ohnehin als etwas Besonderes, vor dem man auf der Hut sein müsse, ansieht, wird noch zurückhaltender und muß noch zurückhaltender werden, wenn es merkt, daß seine Muttersprache (Mundart) bei dem Lehrer, wenn auch nicht gerade verpönt ist, so doch von diesem als ein Ding angesehen wird, das in der Schule nicht gepflogen werden soll.

Der Lehrer darf also, namentlich in der ersten Zeit, die Mundart nicht nur dulden, sondern auch selbst, wo er es für nötig findet, gebrauchen, und das schon auf Grund allgemein-pädagogischer Forderungen.

Aber nicht nur in der ersten Zeit, sondern auch nachher noch gibt es Fälle, in denen die Mundart, wenn auch nur durch einzelne Wörter, Anwendung finden kann, um schneller und leichter zum Ziel zu kommen. Wenn man schon den Kindern ein ihnen neues, unverständliches Dingwort, weil das Ding selbst oder dessen Abbildung nicht vorhanden ist, am füglichsten in die Mundart „übersetzt“, so ist das bei andern Wörtern noch häufiger tunlich, ja notwendig. — „Von dem Bekannten oder durch das Bekannte zum Unbekannten“, lautet eine didaktische Forderung.

Also nicht in Extreme verfallen! Nicht den Dialekt ganz aus der Schule verbannen, aber ihm auch nicht zu viel Platz darin ein-

räumen! Die Schriftsprache soll und muß die Sprache der Schule sein, doch darf sie die Mundart als Hilfsmittel nicht außer aller Acht lassen. Man gewöhne die Kinder allmählich daran, in der Schule das Schriftdeutsch zu sprechen, damit sie ohne Scheu, ganz frei und unbeeengt reden lernen.

Die Schriftsprache muß in der Schule nicht nur theoretisch erlernt, sondern auch praktisch geübt werden; denn wer nicht ordentlich sprechen kann, bei dem hapert's auch im Schreiben, mag er noch so viel Theorie betrieben haben. Gen. J. Ruß bemerkt diesbezüglich wieder ganz richtig: „Der Lehrer muß aber selbst fortwährend an seiner Sprache feilen“.

Wohl ist es lobesam, wenn man die Mundart seines Heimatdorfes geläufig sprechen kann und auch noch die eine oder andere kennt; es ist auch durchaus nicht zu tadeln, wenn man mit seinen Dorfgemeinschaften in ihrer Sprache spricht: aber unsere Kulturträger, wie Lehrer, Agronomen, Dozenten und Professoren, sollen auch die Schriftsprache beherrschen und dürfen diese auch getrost in den Schulen, in Versammlungen oder bei Zusammenkünften mit ihresgleichen sprechen; denn — so sage ich auch mit Gen. Ruß — „um von allen Deutschen (und

auch Nichtdeutschen) richtig verstanden zu werden, muß man hochdeutsch, muß man nach der Schrift sprechen. Da aber die Sprache nicht dazu da ist, die Gedanken zu verbergen, sondern sie recht klar und unzweideutig zum Ausdruck zu bringen, so muß man außerdem ein richtiges Hochdeutsch sprechen“.

Ich kann Gen. Ruß auch nicht so unrecht geben, wenn er hierzu weiter ausführt: „Wenn viele jetzt so begeistert für die Mundart eintreten, so sind das in der Mehrzahl der Fälle diejenigen, da darin ein bequemes Mittel zur Bemäntelung ihrer eigenen Unfähigkeit sehen, ein gutes und richtiges Hochdeutsch zu sprechen und zu schreiben. Und solche Leute sprechen in der Regel auch keinen reinen Dialekt, sondern mengeln Mundart, Hochdeutsch (und womöglich auch „Rusch“) auf eine Weise durcheinander, die unter Umständen kolossal lächerlich wirken kann“. Und solche Leute — kann man noch hinzufügen — schreiben dann häufig auch etwas nieder, das so drollig-unsinnig ist, daß man nicht weiß, ob man sich darüber totlachen oder totärgern soll, das letztere deswegen, weil sie nicht immer in der Nähe sind und man sie nicht unumwunden fragen kann, was für ein Sinn in dem Unsinn liegen soll.



Unsere volkstümlichen Osterbräuche.

(Наши народные пасхальные обычаи.)

Von J. Seydlitz.

Im Frühling werden die Menschen wieder heiterer. Besonders leben die Kinder auf. Waren sie im Winter von der Kälte gewissermaßen hinter den Ofen gebannt, so zieht es sie bei den kühlen Lüften und dem warmen Sonnenschein unwiderstehlich ins Freie, wo sie sich der schönen Welt freuen. Und nicht zuletzt freuen sie sich auf Ostern. Kommt doch da der Osterhase!

Der Osterhase zeigt sich manchmal auch schon vor Ostern. In diesem Falle schleicht er gewöhnlich in den Gebäuden und im Hausgarten herum, um Hasengärtchen aufzusuchen, in die er zu Ostern seine Eier legen kann. Gewöhnlich ist es die Mutter, die ihn früh morgens hier und da erblickt. Einmal, so erzählt

sie, hatte sie ihn fast Salz auf den Schwanz gestreut! Wäre ihr das gelungen, dann hätte sie ihn fangen können. Man hätte ihn dann eingesperrt und sicherlich viele Ostereier bekommen. Nun — nichts zu machen! Die Kinder müssen sich also am Abend vor Ostern an irgend einem versteckten Ort ihre Hasengärtchen machen.

Das ist eine Art Nest. Da hinein legt dann der Hase am frühen Ostermorgen seine bunten Eier. Bald danach erwachen auch die Kinder. Direkt aus dem Bettchen, im Nachthemdchen, geht es zum Hasengärtchen und. . . der Hase hat es ja wirklich gefunden! Er hat die verschiedenfarbigsten Eier hineingelegt!

Jetzt kleidet man sich an, ist zu Morgen und begibt sich ins Dorf, um sich bei den Paten seinen „Has“ abzuholen. Das Ganze verläuft etwa folgendermaßen.

— Gun Morchent! Ich wünsch dich auch e gesund un e frehliche Osdern!

— Schön Dank! Das wünsch mir dr auch! Der Gratulant bekommt 1—2 Eier und sonst noch einige Leckerbissen. Er bindet sie in ein Taschentuch, und adjes! geht es weiter.

Am Nachmittag des 1. und 2. Ostertages macht man sich dann mit den Ostereiern sein Vergnügen. Bekannt ist da das Eierpicken.

Zwei hartgekochte Eier werden gegeneinander gestoßen — mit dem Spitzende gegen das Spitzende oder umgekehrt mit dem Stumpfende gegen das Stumpfende. Abwechselnd hält der eine oder der andere sein Ei hin, und ein anderer pickt. Wessen Ei dabei zerbricht, der hat verspielt und muß dem Sieger das Ei geben.

Ein bekanntes Osterpiel ist auch das sog. „Eierschuwwele“. Es besteht in folgendem:

Auf der Erde wird eine Linie gezogen. Auf dieser Linie stellt ein jeder ein Ei auf, etwa $\frac{1}{4}$ Arschin eins vom andern. Aus einer bestimmten Entfernung von dieser Eierlinie kugeln dann die Spielenden der Reihe nach mit einem Ei. Wer dabei ein Ei trifft, der darf es behalten.

Dieses Spiel kommt auch noch in einer andern Form vor. Anstatt der Eierlinie wird ein Drei- oder Vierck auf der Erde gezeichnet. Auf den Seiten dieser Figur macht sich jeder Spielende ein kleines Loch. Nun kugelt man. Und wem es gelingt, sein Kegelei in irgend ein Loch hineinzurollen, der hat von dessen Eigentümer ein Ei gewonnen.

Das Eierschuwwele ist nicht nur ein Kinderspiel. Die Burschen und Männer spielen es ebenfalls.

Aber auch die Mädchen haben ihr Osterpiel. Das ist das Schaukeln. Fast in jedem Dorfe gibt es zu Ostern eine oder mehrere Schaukeln. Gibt man ein Osterei, dann wird man dafür 3—5 Minuten lang geschaukelt.

Das Osterfest fällt auf einen Frühlingssonntag. Dieser Termin der Osterfeier wurde festgelegt auf der Synode zu Nicäa im Jahre 325. Laut dieses Synodalbeschlusses findet Ostern nicht an einem bestimmten Datum statt,

sondern am Sonntag nach dem ersten Vollmond im Frühjahr.

Der kirchliche Charakter des Festes kommt jedoch in unseren volkstümlichen Festbräuchen nicht zum Ausdruck, ja nicht einmal in dem Namen des Festes.

Woher der Name „Ostern“ stammt und was er bedeutet, darüber sind die Meinungen der Mythologen sehr verschieden. Mit Bestimmtheit läßt sich nur eins sagen: Im Frühjahr fand bei den alten Germanen ein Frühlingsfest statt, und mit diesem Feste war irgendwie das Wort Ostern verbunden. Nun wird mit dem einmal gebräuchlichen Worte eines alten Frühlingsbrauches ein neues Fest bezeichnet, das ebenfalls in den Frühling fällt, wie sich ja überhaupt die Ueberreste altgermanischer Braude*) im Laufe der Zeit mit einem christlichen Feste verbanden. Das christliche Fest trägt in den frühesten althochdeutschen Sprachdenkmälern den Namen Ostra. Meistens steht die Pluralform, weil einige Ostertage gefeiert wurden. Die sprachliche Entwicklung ist: ahd. Pl. ostarun — mhd. Pl. osteren — nhd. Pl. Ostern.

Das Symbol des Osterfestes ist das Ei. Auch diese Sitte findet verschiedene Erklärungen. Was feststeht, ist dies, daß das Osterei ebenfalls alten Ursprungs ist. Schon die alten Chinesen, Perser und Slawen haben sich im Frühling bemalte Eier geschenkt. Das beweisen die Geschichtsquellen.

Was nun das Ei bedeuten soll, darüber scheinen mir die Erklärungen viel zu viel gekünstelt zu sein. Die Sache verhält sich meines Erachtens viel einfacher.

Das Osterei ist das Erzeugnis einer alltäglichen Beobachtung, wie sie heute auch noch bei uns gemacht werden kann. Nämlich, schon im März fängt man bei uns an, sich gegenseitig zu fragen: „Legen eure Hühner schon?“ Bei dieser Frage denkt man gewöhnlich noch gar nicht an das Osterfest. Sie ist diktiert von dem Bewußtsein, daß die Hühner gegen Frühjahr anfangen, Eier zu legen. Das müssen sie gewissermaßen. Das ist ein Naturgesetz.

Nun standen aber die alten Völker zur Natur viel näher als wir und kannten auch das Naturgesetz: die Eier sind eine Begleitscheinung des Frühjahrs. Von dieser Beobach-

*) Und mitunter auch anderer heidnischer Bräuche.
Die Red.

tung bis zum Frühlingsfest mit Eiern ist dann nur noch ein Schritt, der sich von selbst tut und ohne Künstelei.

Wie wir gesehen haben, läßt man den Hasen die Ostereier legen. Bei der Erklärung dieser Sitte haben wir es wieder mit verschiedenen Meinungen der Mythologen zu tun.

Man erklärt z. B. den Hasen für das heilige Tier der Göttin Ostara, wo doch andere wiederum erklären, es sei nicht einmal eine solche Göttin erwiesen. Der leichtfüßige Hase, sagt man weiter, stellt die schnell aufsteigende Sonne dar.

Meines Erachtens symbolisiert man auch hier wieder zu viel. Der Brauch, den Hasen die Ostereier legen zu lassen, ist noch gar nicht so alt. Es gibt noch im 19. Jahrhundert in manchen Ortschaften Deutschlands Menschen, die zwar die Ostereier kennen, aber keinen Osterhasen. Bei den einen schenken die Baten die Eier, bei den anderen legen sie die Vögel: der Hahn, der Storch oder der Kuckuck. Die beiden letzteren sind die Vorboten des Frühlings und

bringen den Kindern Eier mit aus der Ferne. Nimmt man nun noch hinzu, daß die Kinder Märchendichter und Märchenliebhaber sind, daß ihnen gerade diejenige Erklärung am besten zusagt, die am phantastischsten ist, so findet man es ganz natürlich, daß bei den Kindern der Hahn oder gar der Hase die Ostereier legen muß.

Was letzteren betrifft, so werden die Kinder in dieser ihrer Annahme auch durch die Beobachtung gestützt. Sehen sie doch, wie sich im Frühjahr die Hasen scharenweise auf Feld und Wiese umhertummeln und, wenn sie der Jäger nicht mehr belästigt, sich nicht selten bis zum Hausgarten heranwagen. Was könnte da den Kindern märchenhaft-natürlicher erscheinen als gerade der Hase. Natürlich legt der Hase die Ostereier!

Etwas Bestimmteres läßt sich über unsere volkstümlichen Osterbräuche nicht aussagen. Im besten Falle kann man vermuten, im schlechtesten — spekulieren.



Wie werden die Planeten gewogen?

(Как взвешиваются планеты?)

Von Fr. Ziegler.

Better Fried. Lange schon habe ich darüber nachgedacht und kann es mir nicht erklären, wie ein Astronom sagen kann: „Die Erde ist so und so schwer“. Kann man denn die Erde, die Sonne und die Planeten wiegen?

Lehrer. Eigentlich sagen die Astronomen: die Erdmasse, Sonnenmasse usw., und nicht Erdgewicht, Sonnengewicht.

Better Fried. Eigentlich kommt ja dies auf eins raus; Masse heißt doch, glaub' ich, so viel wie Stoff, und die Stoffmenge wird doch mit der Wage bestimmt.

Lehrer. Ganz recht! Man sieht, daß Ihr ein Bücherfreund seid. — Nun weil die Astronomen keine Wage haben, um die Erde und Sonne zu wiegen, so müssen sie deren Masse eben berechnen. Damit Ihr mich aber besser versteht, muß ich etwas weiter ausholen. Seht, ein Stein fällt frei zur Erde und macht:

	in der ersten Sekunde	5 Meter
„	zweiten	15 „
„	dritten	25 „
„	vierten	35 „

und so fort jede nächste Sekunde um 10 Meter mehr als in der vorhergegangenen.

Better Fried. Da geht also der Stein immer schneller, wenn seine Geschwindigkeit in jeder Sekunde um 10 Meter wächst.

Lehrer. Ja, er geht immer schneller oder beschleunigter; und deshalb nennt man diese 10 Meter die Beschleunigung. Eine Beschleunigung entsteht auch z. B. während des Rollens einer Kugel, wenn sie fortwährend von einer gleichen Kraft getrieben wird. Folglich ist etwas in der Erde, das den Stein fortwährend mit gleicher Kraft anzieht.

Better Fried. Damit bin ich einverstanden. Ich weiß, wenn eine Federwage und

ein darangebundener Stein auf dem Tisch nebeneinanderliegen, die Feder ihr Lebtag sich nit auseinanderzieht. Erst wenn ich die Wage aufhäng', so zieht der Stein herunter und die Feder spannt sich. Also ist nicht der Stein für sich allein die Ursach', daß die Feder sich spannt, sondern der Stein über der Erd', weil die Erd' ihn anzieht.

Lehrer. Ganz recht! Diese Kraft, die von der Erde herkommt, heißt Anziehungskraft. Jetzt kommt aber das Interessante. Nehmt 2 Kugeln, eine von 1 Pfund und eine von 2 Pfund, und laßt sie von einer und derselben Höhe in einem und demselben Moment losfallen. Sie kommen grad in einem und demselben Moment auf dem Boden an, obwohl die große Kugel zweimal stärker angezogen wird. Wenn ich aber die zwei Kugeln nebeneinander auf einen Tisch lege und mit einem Brett dazwischen schlage, so kommt die kleine Kugel zweimal schneller ins Rollen als die große, da erstere zweimal weniger Stoff oder Masse hat; denn es ist unterschiedlich, ob ich mit demselben Schlag viel Stoff schleudern soll oder wenig. Die Anziehungskraft der Erde wirkt aber auf jedes Teilchen des Stoffes gleichmäßig. Die große Kugel wird zweimal stärker angezogen, weil sie zweimal mehr Stoff hat, folglich kann die nicht schneller fallen als die kleine.

Vetter Fried. Das kann ich gut begreifen.

Lehrer. Ausgezeichnet, Vetter Fried! Seht Ihr, gerade deswegen können wir auf der Schüsseltwaage wiegen; denn der Stein, der zweimal stärker angezogen wird, hat zweimal mehr Stoff. Die Gelehrten sagen da: die Massen verhalten sich zu einander in solchem Grad, wie die Anziehungskraft auf sie wirkt.

Vetter Fried. Das gilt wohl für jede beliebige Entfernung? Wird wohl ein und derselbe Stein von der Erde gleich angezogen von hier und von, na zum Beispiel, 10 Werst hoch?

Lehrer. Nein. Wenn wir uns von dem Mittelpunkt der Erde, der bis an ihre Oberfläche, also bis zu uns, 6370 Kilometer beträgt, zweimal so weit wegbegeben würden, also noch 6370 Kilometer in die Luft hinauf, und einen Stein fallen ließen, so fiel er mit viermal weniger Kraft gegen den Mittelpunkt der Erde, wohin ja die Fallrichtung geht. Und wenn wir um 3 Erdhalbmesser weiter vom Mittelpunkt wären, mit 3 mal 3, das ist 9 mal weniger Kraft und so fort. Also ziehen

4 Pfund 6370 Kilometer in der Luft, nicht stärker als ein Pfund auf der Erde.

Vetter Fried. Das ist interessant! Aber wer hat denn dieses Gesetz gefunden und wie hat er es gefunden?

Lehrer. Das hat ein großer Gelehrter schon vor mehr als 200 Jahren erkannt — es war Newton. Hört einmal: Wenn Ihr einen Stein wagrecht schleudert, warum geht er in solch einem Bogen zur Erde?

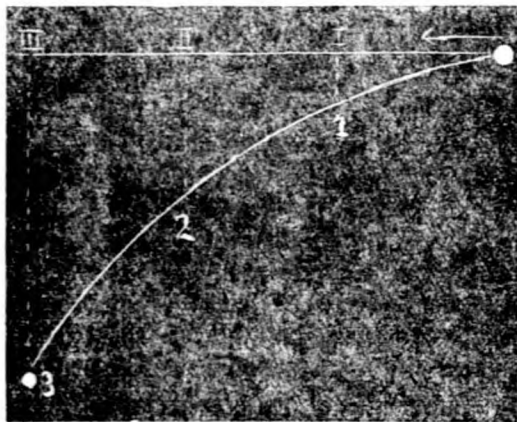


Abbildung 1.

Vetter Fried. Das ist klar! Der Stein tät vielleicht so alle Sekunden bis I, II, III fliegen, wenn ihn nicht die Erd' so an sich ziehen tät, wie Ihr schon gesagt habt. Drum kommt er in der ersten Sekunde nicht bis I, sondern um 5 Meter tiefer, und natürlich in der nächsten Sekunde wieder und so fort.

Lehrer. Großartig, Vetter Fried. Nun, was glaubt Ihr, könnte man da nicht einem

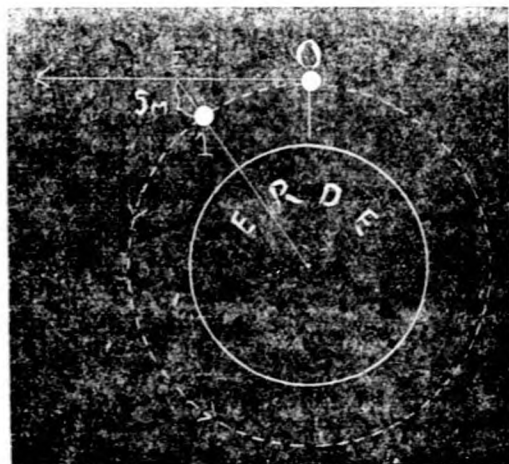


Abbildung 2.

Stein einen so harten Stoß versetzen, daß er so um die Erde rum fliegen würde, wie ich hier zeichne? (Sieh Abb. 2.)

Better Fried. Ich glaub' ja; aber das müßt ein harter Stoß sein! Ich glaub', da gings mit einem blauen Auge nicht ab, wenn man so einen Stoß bekäm'. Solch einen Stoß kann die stärkste Kanon' nicht versetzen!

Lehrer. Das stimmt. Theoretisch ist's möglich, aber praktisch unausführbar. Aber seht Ihr, der Mond geht um die Erde. Vielleicht ist grad die Mondbahn solch eine Bahn, wie wenn der Mond einmal so fortgeschleudert worden wäre. Der Mond steht von der Erde 384.420 Kilometer ab, das sind also $384420:6370 = 60,3$ Erdhalbmesser. In dieser Entfernung ist die Anziehungskraft $60,3 \times 60,3 = 3633$ mal kleiner, folglich macht ein Stein, der von dort aus auf die Erde fällt, in der ersten Sekunde nicht 5 Meter, sondern nur $5 \text{ Meter} : 3633 = 0,00137$ Meter oder 1,37 Millimeter. Wenn nun der Mond wirk-

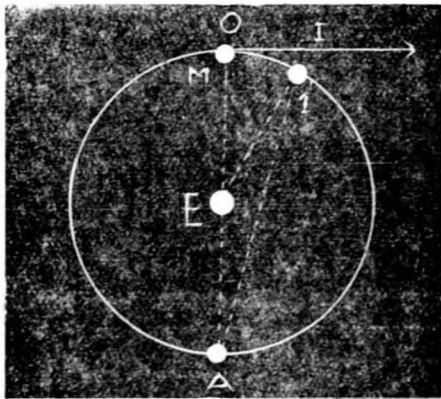


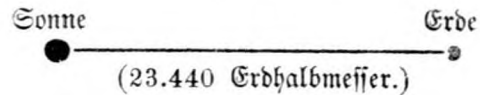
Abbildung 3.

lich solch eine Fallbewegung ist wie der Stein, der rund um die Erde fällt, so muß die Entfernung von I bis I auf dieser dritten Zeichnung grad 1,37 Millimeter sein, wenn der Mond in einer Sekunde von O bis I kommt. Nun, die Mathematiker können aus dem O bis A, das ist 2×384.420 Kilometer, und O bis I das ist der Weg des Mondes in einer Sekunde $= 1025$ Meter, sehr leicht I bis I ausrechnen, so ähnlich wie der Landmesser die Entfernung von 2 Städten ausrechnet, ohne daß er direkt mißt, und zwar muß gerechnet werden $I \text{ bis } I = \frac{1025 \times 1025}{2 \times 384.420 \times 1000}$ und das

gibt 1,37 Millimeter.

Better Fried. Donnerwetter noch einmal! Jetzt guckt mir einer, was man mit dem Rechnen alles fertig bringen kann. Nicht nur, daß man das Naturgesetz erkennt, wonach in der doppelten Entfernung die Anziehungskraft viermal kleiner ist, sondern auch noch, daß der Mond eine Fallbewegung ist. Am liebsten tät ich noch mal in die Schul' gehen und Rechnen lernen.

Lehrer. Seht Ihr! Jetzt wollen wir gleich miteinander die Sonnenmasse ausrechnen.



Weil sich die Massen zu einander verhalten, wie die Anziehungskräfte, die auf sie wirken, müssen wir wissen: erstens wie stark ein Stein, der von uns so weit weg ist wie die Sonne, von der Erde angezogen wird, also wie weit er in 1 Sekunde zur Erde fällt; zweitens, um wieviel fällt die Erde gegen die Sonne in jeder Sekunde, so wie der Mond gegen die Erde fällt. Das erste finden wir: $5 \text{ Meter} : 23.440 \times 23.440 = 0,0000000089$ Meter. Das zweite gibt: weil die Erde in einer Sekunde 942 Meter macht

$$\frac{942 \times 942}{2 \times 23.440 \times 6370 \times 1000}$$

und das gibt 0,002969. Also die Anziehungskräfte verhalten sich so wie

$$0,002969 : 0,0000000089$$

das ist ausgerechnet 330.000:1, mit andern Worten: die Sonnenmasse ist 330.000 mal größer als die Erdmasse. Seht Ihr, als Einheitsgewicht für die Bestimmung der Sonnen- und Planetenmasse dient die Erdmasse, so wie bei uns als Einheitsgewicht für die Masse aller Gegenstände auf Erden die Kilogramme und dergleichen.

Better Fried. So, jetzt bin ich zufrieden. Na, Lehrer, wenn ich wieder gern was wissen möcht', will ich wieder kommen. Donnerwetter, Planeten wiegen, hab ich schon oft gedacht, die Wag' dazu käm' ja freilich teuer — aber die Hauptsach' ist ja, es fehlt der Haken, wo man die Wag' aufhängen könnt'.

Lehrer. Die Planetenwag', Better Fried, ist der gesunde Menschenverstand, an dem die Schalen die erkannten Naturgesetze sind und der Haken das Rechnen ist.

Statuten der landwirtschaftlichen Kreditgenossenschaft.

(Устав кредитно-сельскохозяйственного кооператива.)

1. Ueber das Ziel und die Rechte der Genossenschaft.

1. Auf Grund der bestehenden Gesetzesbestimmungen über die Kredit- und landwirtschaftliche Kooperation wird nach diesen Statuten eine landwirtschaftliche Kreditgenossenschaft unter dem Namen gegründet.

2. Die Genossenschaft erstreckt ihre Tätigkeit auf den Raion

die Verwaltung befindet sich

3. Die Genossenschaft hat das Ziel, ihren Mitgliedern bei dem Betrieb und der Erhöhung der Produktion (Erzeugung), bei der Hebung der Ertragsfähigkeit und bei der Verbesserung ihrer Wirtschaften überhaupt behilflich zu sein und zu diesem Zweck:

a) sie mit Samen, landwirtschaftlichen Maschinen, Geräten, Materialien und Zuchtvieh zu versorgen,

b) die Produkte ihrer Wirtschaften für den Absatz einzusammeln, aufzubewahren, zu verarbeiten und zu verwerthen,

c) die gemeinsame Ausführung landwirtschaftlicher Arbeiten, die Bearbeitung und Verarbeitung von Produkten und die Ausnützung des landwirtschaftlichen Inventars zu organisieren,

d) ihren Mitgliedern Kredit sowohl in Geld, als auch in natura (Samen und anderes) zu beschaffen,

e) die freien Geldmittel (Einlagen) der örtlichen Bevölkerung entgegenzunehmen, aufzubewahren und zu wirtschaftlichen Umsätzen zu verwenden,

f) Aufträge zur Durchführung von Geld- und Warenaustausch-Zahlungen und Verrechnungen, sowie zur Ueberweisung von Geldsummen und ähnlichen Operationen zu erfüllen,

g) unter der örtlichen Bevölkerung Kenntnisse von der Landwirtschaft und Kooperation zu verbreiten.

4. Um diese Ziele zu erreichen, schafft und eröffnet die Genossenschaft verschiedene Einrichtungen:

a) Versuchs- und Probefelder, — Gemüsegärten, Obstgärten, Fermenten und Bienenstände,

b) Stätten für Samenbau und Aufzucht von Rassenvieh, sowie Baumschulen,

c) Punkte zur leihweisen Verabfolgung von landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten, sowie Getreidereinigungs-, Sortier-, Kontroll- und Belegungsstellen,

d) Werkstätten für Reparatur und Anfertigung von landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten,

e) Anstalten und Einrichtungen (Mühlen, Einrichtungen zum Trocknen, Käseereien, Delmühlen, Stärkefabriken usw.) zur Verarbeitung von landwirtschaftlichen Produkten,

f) Lager, Läden (Magazine), Kontore und Agenturen zum Aufbewahren, zum Verkauf von Gegenständen, die in den Wirtschaften der Mitglieder der Genossenschaft erzeugt werden, und zum Ankauf von Gegenständen, die die Mitglieder notwendig haben,

g) Einrichtungen zu Bewässerungen und Trockenlegungen des Bodens und zur Ausnützung der Elektrizität in der Landwirtschaft und im häuslichen Leben,

h) Einlage-, Vorschuss-, Verlags-, Vermittlungs-, Korrespondenzoperationen usw.

i) Lesehallen, Bibliotheken, Kurse, Ausstellungen, Konkurse und Auktionen (Versteigerungen)

und ähnliche für die Zwecke der Genossenschaft notwendige oder nützliche Operationen und Unternehmungen.

Die Genossenschaft kann auch eine gemeinsame kooperative Landwirtschaft organisieren und mit Einwilligung der einzelnen Mitglieder Systeme von gemeinsamem Saatwechsel auf deren Landstücken einführen.

5. Die Genossenschaft genießt alle Rechte einer juridischen Person und kann auf jegliche gesetzliche Art und Weise Rechte auf Vermögen erwerben und veräußern, jegliche Art von Verträgen abschließen, als Gläubiger oder Schuldner im Gericht auftreten, sowie auch Spenden entgegennehmen.

6. Die Genossenschaft kann gemäß dem Beschluß der allgemeinen Versammlung der Mitglieder als Mitglied in die kooperativen Verbände und gemeinschaftlichen landwirtschaftlichen Vereinigungen eintreten.

7. Die Genossenschaft hat einen Stempel mit Angabe ihres Namens.

2. Der Bestand der Genossenschaft, die Rechte und die Pflichten ihrer Mitglieder.

8. Mitglieder der Genossenschaft können sein Personen, die ihren Aufenthalt in dem Rayon der Genossenschaft haben, und zwar volljährige physische Personen beiderlei Geschlechts und juristische Personen.

9. Die Aufnahme von Mitgliedern in die Genossenschaft wird von der allgemeinen Versammlung oder gemäß ihrer Bevollmächtigung von der Verwaltung vorgenommen.

10. Das in die Genossenschaft eintretende Mitglied ist verpflichtet, die Eintrittszahlung zu entrichten und einen Anteil zu übernehmen, laut Paragraphen 25 und 28 dieser Statuten.

11. Das in die Genossenschaft eintretende Mitglied muß eine Unterschrift geben, daß es sich verpflichtet, die Statuten der Genossenschaft zu befolgen, sich den Beschlüssen der allgemeinen Versammlung unterzuordnen, und übernimmt die Verantwortlichkeit für die Angelegenheiten der Genossenschaft laut Paragraph 19 dieser Statuten.

12. Das in die Genossenschaft eintretende Mitglied ist auch für jene Verpflichtungen verantwortlich, die vor seinem Eintritt zustande gekommen sind.

13. Jedes Mitglied der Genossenschaft kann an der Verwaltung der Angelegenheiten der Genossenschaft teilnehmen, in den allgemeinen Versammlungen zugegen sein und hat das Recht, in seinen wirtschaftlichen Angelegenheiten Mitwirkung und Hilfe seitens der Genossenschaft gemäß den festgesetzten allgemeinen Regeln zu benutzen. Die juristischen Personen beteiligen sich an den allgemeinen Versammlungen der Genossenschaft durch je einen Vertreter.

14. Jedes Mitglied der Genossenschaft hat das Recht, aus der Genossenschaft auszutreten, indem es darüber eine schriftliche Erklärung einreicht. Als der Tag des Austritts zählt der letzte Tag des Operationsjahres, wenn die Erklärung über den Austritt nicht später als drei Monate vor Jahreschluß eingereicht wur-

de, widrigenfalls zählt als der Tag des Austritts der letzte Tag des folgenden Operationsjahres.

15. Ein verstorbenes Mitglied der Genossenschaft zählt als abgegangen am letzten Tage jenes Operationsjahres, in dem sein Tod erfolgt ist; vor diesem Tage treten die Erben des Verstorbenen in dessen Vermögensrechte, jedoch die Rechte des Verstorbenen, an den allgemeinen Versammlungen teilzunehmen oder irgend ein Amt in der Genossenschaft zu übernehmen, geht an die Erben nicht über.

16. Mitglieder, die ihre Pflichten vor der Genossenschaft nicht erfüllen, die Statuten verletzen, sich den gesetzlichen Forderungen der Genossenschaft nicht unterordnen und überhaupt nur zum Nachteil der Genossenschaft handeln, sowie auch die vom Gericht in ihren Rechten beschränkten können aus der Genossenschaft durch einen Beschluß der allgemeinen Versammlung mittels geheimer Abstimmung ausgeschlossen werden.

17. Ein ausgeschlossenes Mitglied zählt als abgegangen am letzten Tage des Operationsjahres, in dem sein Ausschluß erfolgt ist, jedoch an den allgemeinen Versammlungen teilzunehmen oder ein Amt in der Genossenschaft zu bekleiden, hat der Ausgeschlossene von dem Tage an, an dem ihm sein Ausschluß mitgeteilt wurde, eingebüßt.

18. Das ausgeschlossene Mitglied kann in die Genossenschaft aufs neue nur durch einen Beschluß der allgemeinen Versammlung mittels geheimer Stimmenabgabe aufgenommen werden.

19. Jedes Mitglied der Genossenschaft trägt mit allen übrigen Mitgliedern die ergänzende gemeinsame Verantwortlichkeit für die Verpflichtungen der Genossenschaft in der Ordnung, die in den Paragraphen 56 und 101 angegeben ist. Die Verantwortlichkeit darf jedoch die . . . fache Summe des Anteils nicht übersteigen.

20. Die ausgetretenen oder ausgeschlossenen Mitglieder der Genossenschaft oder ihre Erben sind im Laufe eines Jahres vom Tage des Abgangs für die Verpflichtungen der Genossenschaft, die vor ihrem Abgang entstanden sind, verantwortlich.

21. Nach Verlauf von 3 Monaten nach Bestätigung des Rechenschaftsberichts für das Operationsjahr, in dem das Mitglied abgegan-

gen ist, wird ihm oder seinen Erben der Anteilbeitrag mit Abzug der auf seinen Teil fallenden Verluste oder mit Zuschlag des ihm zukommenden Gewinnes zurückerstattet; außer dem Anteilbeitrag hat der Abgegangene kein Recht, irgend welchen Teil von den Kapitalien oder von dem anderen Vermögen der Genossenschaft zu erhalten.

22. Im Falle der Liquidation (Auflösung) der Genossenschaft vor Ablauf der Verantwortlichkeit des abgegangenen Mitglieds verbleiben diesem oder seinen Erben bei der Liquidation die Vermögensrechte und die Verantwortlichkeit in gleichem Maße wie den anderen Mitgliedern der Genossenschaft.

3. Die Mittel der Genossenschaft.

23. Die Genossenschaft besitzt Kapitalien, und zwar:

a) Grundkapital, b) Anteilkapital, c) Borratskapital und d) spezielle Kapitalien.

24. Das Grundkapital setzt sich zusammen aus den Eintrittszahlungen der Mitglieder der Genossenschaft, aus Summen, die der Genossenschaft gespendet oder von ihr geliehen wurden, sowie auch aus Abzügen von dem reinen Gewinn (Paragr. 55).

25. Die Eintrittszahlung wird zu bestimmt.

26. Bei Abschließungen von Anleihen für das Grundkapital der Genossenschaft schließt diese entweder mit den Kreditoren (Gläubigern) einen Vertrag, worach die für die Vergrößerung des Grundkapitals geliehenen Summen dem Gläubiger nach Auflösung der Genossenschaft und nach Tilgung aller anderen Schulden der Genossenschaft zurückerstattet werden, oder im Falle der Deckung der Anleihe zu anderen Zeiten die Ordnung und die Frist der Ergänzung des Grundkapitals, der Zurückerstattung der geliehenen Summen entsprechend, festgestellt werden.

27. Das Anteilkapital setzt sich zusammen aus den Anteilbeiträgen der Mitglieder der Genossenschaft; an dieses Kapital können keine Forderungen auf Verpflichtungen der einzelnen Mitglieder der Genossenschaft erhoben werden, ebenso auch keine unstrittigen und administrativen Forderungen.

28. Der Mitgliedsbeitrag wird zu festgesetzt.

29. Der Mitgliedsbeitrag wird entweder vollständig beim Eintritt in die Genossenschaft

oder in Raten (Teilzahlungen) nach Regeln, die von der allgemeinen Versammlung festgesetzt sind, entrichtet.

30. Mit Bewilligung der Verwaltung können gemäß einer Abschätzung der Verwaltung auch Gegenstände landwirtschaftlichen Inventars oder Produkte der Landwirtschaft als Mitgliedsbeitrag der Genossenschaft übergeben werden; der Geldwert der Gegenstände und Produkte wird zum Mitgliedsbeitrag gerechnet.

31. Der Mitgliedsbeitrag kann keiner anderen Person übergeben werden, außer im Falle des Todes eines Mitgliedes der Genossenschaft, das eine Bauernwirtschaft besaß. In diesem Falle kann an Stelle des Verstorbenen im Laufe einer dreimonatigen Frist mit Bewilligung der Verwaltung der neue Wirt des betreffenden Hofes in die Genossenschaft eintreten und den Anteil des Verstorbenen erhalten.

32. Ein Borratskapital muß unbedingt gebildet werden; es wird zur Deckung der Verluste der Genossenschaft bestimmt. Zu dem Borratskapital werden Abzüge von dem reinen Gewinn gemacht und andere Mittel herangezogen, die sich in Verfügung der Genossenschaft befinden können. So lange das Borratskapital noch nicht den Teil des Grund- und Anteilkapitals zusammengenommen erreicht hat, erhält es alljährlich Zuschläge von Abzügen, die nicht weniger als ein Viertel des Reingewinns der Genossenschaft bilden.

33. Gemäß dem Beschluß der allgemeinen Versammlung können aus den obligatorischen und freiwilligen Beiträgen und Abzügen auch spezielle Kapitalien gebildet und zur Führung irgendwelcher spezieller Operationen, zur Deckung der Verluste bei diesen Operationen oder zu irgend welchen anderen Zwecken bestimmt werden. Die Art und Weise der Bildung und Berausgabung dieser Kapitalien wird von der allgemeinen Versammlung festgesetzt.

34. Zur Verstärkung ihrer Mittel kann die Genossenschaft Anleihen sowohl bei ihren Mitgliedern, als auch bei abseitsstehenden Personen, Organisationen und Anstalten machen. Die Bedingungen der Anleihen (der Höhe, der Fristen, der Prozente) werden von der allgemeinen Versammlung festgesetzt.

35. Für ihre Verpflichtungen ist die Genossenschaft mit ihrem ganzen Vermögen und allen ihren Kapitalien verantwortlich.

(Fortsetzung folgt.)



Der Kampf mit der Dürre.

(Борьба с засухой.)

Von N. Menjailenko, Agronom.

Die Dürre ist in unserer Gegend keine zufällige Erscheinung, sondern eine Erscheinung, die sich periodisch wiederholt und teilweise oder gänzliche Mißernten und Hungersnöte mit sich bringt. Solche Mißernten, die Hungersnöte nach sich zogen, hatten wir in den letzten drei Jahrzehnten namentlich in den Jahren 1891, 1901, 1906, 1911, 1920 und 1921. Der Sommer und der Herbst des Jahres 1923 waren ebenfalls heiß und trocken und ohne genügende Niederschläge. Wir können erwarten, daß uns auch in Zukunft solche trockenen Jahre nicht erspart bleiben.

Deswegen muß der Landwirt mit sich darüber zu Räte gehen, wie mit der Dürre zu kämpfen ist. Bei der Lösung dieser Frage kommt ihm die Wissenschaft von der Landwirtschaft — die Agronomie — zu Hilfe.

Die Agronomie hat eine Reihe von Maßnahmen mit der Dürre und ihren verhängnisvollen Folgen ausgearbeitet, von welchen Maßnahmen die hauptsächlichsten folgende sind:

1. Der Wechsel mit den verschiedenen Arten von Sommergetreide. Man muß also nicht nur Sommerweizen säen, sondern auch Gerste, Hafer u. dgl. Außerdem muß man statt der frühen Arten von Sommergetreide (Weizen, Gerste, Hafer) auch späte Kulturpflanzen säen, wie z. B.: Hirse, Kartoffeln, Sonnenblumen, Mais (Welschkorn) u. dgl., wofür abwechselnd ein Stück Land für Zwischenkultur zu verwenden ist. Die Aussaat von Winterroggen, der weniger von den heißen Ta-

gen im Frühling leidet, muß ebenfalls vergrößert werden.

Wenn der Landwirt frühe und späte Sommerkulturpflanzen, ebenso auch genügend Winterroggen sät, so kann, wenn einige Arten von Getreide mißraten, die eine oder andere Art, die weniger Niederschläge braucht oder auch länger darauf warten kann, befriedigend oder gut gedeihen; denn der Regen bleibt auch in trockenen Jahre nicht ganz aus, nur kommt er meistens zu spät, wenn die frühen Arten von Sommergetreide schon viel oder zu viel Schaden genommen haben.

Auf solche Art und Weise sichert sich der Landwirt bei einer großen Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit seiner Saaten vor einer gänzlichen Mißernte.

Der Uebergang zum Vielfelder-System mit Zwischenkultur. Um verschiedenerlei Getreide und Kulturpflanzen zu bestellen und der Dürre mehr Widerstand entgegenzusetzen, müssen wir uns vom Dreifelder-System und der Lappenwirtschaft losjagen und zu einem gerechtem Vielfelder-System mit Zwischenkultur übergehen.

3. Die Einführung der Grassaaten (Futtergräser, wie z. B. Wüstenkamgrass, französische Luzerne), die dem Landmann erstens mehr Futter für sein Vieh sichert und zweitens das Feld verjüngt.

4. Die Hebung und Ausdehnung der Viehzucht. Zu diesem Zwecke ist das ganze System unserer Bauernwirtschaft, die sich

fast ausschließlich auf den Getreidebau, namentlich den Bau des Sommerweizens, stützt, von Grund aus umzugestalten. Eine sehr ernste Aufmerksamkeit muß auch der Viehzucht gewidmet werden. Das ganze System unserer Wirtschaft muß also sowohl im Getreidebau, wie auch in Viehzucht bestehen. Bei einer solchen Organisation der Wirtschaft wird diese zur Zeit einer Dürre keinen so großen Schaden leiden wie bei der Feldwirtschaft allein.

Die oben angegebenen Maßnahmen zum Kampf mit der Dürre sind die hauptsächlichsten. Außer ihnen muß der Landwirt auch auf die Technik in seiner Wirtschaftsführung und auf eine Reihe anderer Maßnahmen zum Kampf mit der Dürre sein Augenmerk lenken. Dabei ist folgendes zu berücksichtigen:

1. Müssen die Felder besser bearbeitet werden. Vor allem sind die Felder für die Frühjahrssaaten im Herbst zu pflügen. Dadurch wird die Herbst- und Frühlingsfeuchtigkeit aufgehalten, was bei einem trockenen Frühling sehr wichtig ist.

2. Muß die frühe Brache (im April und Mai) für die Herbstsaaten eingeführt werden. Durch diese Brache bewahren wir die Frühlingsfeuchtigkeit auf, so daß sie im Sommer nicht verdunstet. Sofort nach dem Brachen muß auch gegggt werden, wodurch das Feld noch mehr vor dem Austrocknen geschützt wird.

3. Muß beim Bestellen des Getreidefeldes die Reihen Saat angewendet werden.

4. Muß der Schnee auf den Feldern auf die eine oder andere Weise angesammelt werden.

Das sind also die Maßnahmen, mit denen der Landwirt gegen die Dürre unserer südöstlichen Gegend ankämpfen muß.

Allerdings ist es nicht leicht, das ganze Wirtschaftssystem zu verändern. Saatwechsel, Grassaat einzuführen, die Technik der Wirtschaft zu verbessern und die Wirtschaft überhaupt, unserer Gegend gemäß, auf rationellen (vernunftgemäßen) Grundlagen aufzubauen; aber wir müssen einmal damit anfangen, wenn wir nicht auch in Zukunft so schwer von der Dürre heimgejucht werden wollen wie in der Vergangenheit.

Wir müssen uns unbedingt von der alten Wirtschaftsführung lossagen und eine neue beginnen, die sich auf die landwirtschaftliche Wissenschaft — die Agronomie — stützt.

Einem einzelnen Bauer wird es natürlich schwer fallen, seine Wirtschaft auf neuen Grundlagen aufzubauen, aber mittels der Kooperation ist dieses leichter und erfolgreicher ins Werk zu setzen; denn „Einheit macht stark“.

Nur wenn wir den vorgezeichneten Weg geben, schützen wir uns vor der Dürre und mithin auch vor Mißernten und Hunger.



Die Aktinomykose.

(АКТИНОМИКОЗ)

Von E. Rappoport, Veterinärarzt.

Die Aktinomykose oder der Strahlenpilz ist eine in unserer Republik ziemlich verbreitete Krankheit, von der hauptsächlich das große Hornvieh, seltener die Schweine, noch seltener die Schafe, die Ziegen, die Kamele und die Pferde, am seltensten die Hunde befallen werden. Der Mensch kann auch häufig von dieser Krankheit angesteckt werden. Die Aktinomykose wird häufig mit der Tuberkulose verwechselt, ist aber eine Krankheit von anderer Art.

Hervorgerufen wird diese Krankheit von einem Schimmelpilz, also einem Parasiten

(Schmarotzer) aus der Pflanzenwelt, der seiner Form wegen Strahlenschwamm genannt wird. Er bewohnt die Stengel der Halmfrüchte, der Gerste und des Getreides. In regnerischen Jahren entwickelt und verbreitet er sich üppiger, häufiger an niedrigen Stellen, die überschwemmt werden, als auf Anhöhen. Das Schwämmchen ist ziemlich zäh und widerstandsfähig gegen Trockenheit und andere ungünstige Einflüsse.

Die Ansteckung vollzieht sich größtenteils durch das Maul. Wenn das Stroh oder die Spreu Grassamen enthält und dem Vieh in trof-

tenem Zustande gefüttert wird, so können die Schleimhäute verwundet werden, und mit den abgebrochenen Splitterchen der Grannen kann auch das Schwämmchen in die Gewebe eindringen. Dadurch erklärt es sich auch, daß die Ansteckung an Aktinomykose am häufigsten im Winter oder zu Beginn des Frühlings beobachtet wird, zu welcher Zeit das Vieh meistens

Auf die Empfänglichkeit für genannte Krankheit übt weder das Geschlecht, noch die Art irgendwelchen Einfluß aus. Das Alter aber übt bei der Ansteckung durch das Maul nur insofern einen gewissen Einfluß aus, als bei den jungen Tieren meist die Kehle, bei den alten dagegen meist die Zunge von der Krankheit befallen wird.

Je nachdem äußere oder innere Teile des Körpers von der Krankheit angegriffen sind, spricht man von einer äußeren und inneren Aktinomykose.

Die Aktinomykose der Rinnladen (am häufigsten der unteren) kommt dadurch zum Vorschein, daß bei einem Backenzahn eine Entzündung entsteht, die in eine fühlbare harte Geschwulst übergeht. Letztere wächst langsam und erreicht einen großen Umfang (Sieh Abbildung 1). Nach Verlauf eines Monats etwa wird die Geschwulst an einigen Stellen weich und verwandelt sich in Geschwüre, aus denen dicker weißkörniger Eiter fließt. Mit dem Ausfließen des Eiters stellt sich eine Erleichterung

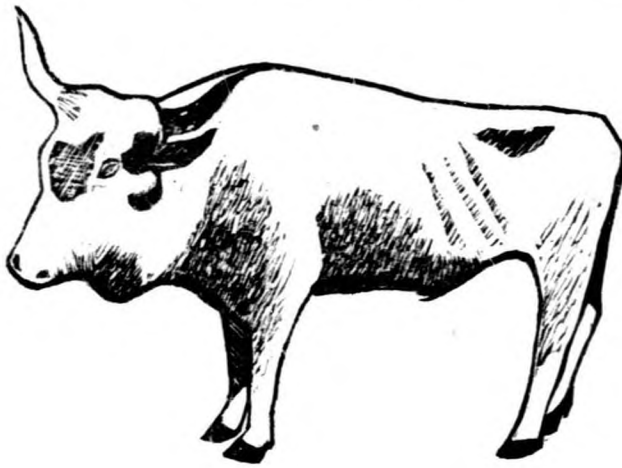


Abbildung 1.

Rinnladengeschwulst, durch den Strahlenpilz hervorgerufen.

teils trockenes Futter erhält; doch ist die Ansteckung auch möglich zur Zeit der Weide auf den abgemähten Feldern, wenn die Träger der Schwämmchen, die Grannen der Ähren und trockene Stengel, verschiedene innere Teile des Mauls verletzen. In die Wände des Magens und der Därme gelangen die Schwämmchen schon schwerer, da die Grannen und die Stengel daselbst (unter dem Einfluß der darin enthaltenen Säfte) erweichen und weniger befähigt sind, in die Schleimhäute einzudringen. Durch die Haut ist die Ansteckung nur bei Verwundungen möglich. In die Lungen gelangen die Schwämmchen mit Stäubchen, trockenen Splitterchen und Teilchen von Getreidegrannen. Endlich verursacht das Strohlager die Ansteckung verhältnismäßig häufig, besonders nach Operationen, wie z. B. nach der Kastration (Verschneidung) der Pferde, Ochsen und anderer Tiere, in den Wunden. Als Kennzeichen einer solchen Art von Ansteckung erscheinen große, krankhafte, harte und heiße Anschwellungen, die zur Zersetzung und Verbreitung der Krankheit in den ganzen Körper neigen.

ein; aber neben dem ausfließenden Geschwür reißt ein neues heran, und so geht die Zerstö-

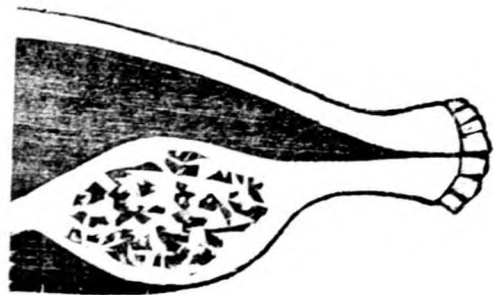


Abbildung 2.

Die Zerstörung des Rinnladenknochens durch den Strahlenpilz.

zung des Knochens langsam vorwärts (Sieh Abbildung 2). Die Zähne beginnen zu wackeln, das Zerkauen der Nahrung ist verschwert und verursacht Schmerz, und das Tier magert stark

ab. Auch andere Knochen können von der Aktinomykose befallen werden, wie z. B. die Rippen, die Wirbel, wenn sie infolge von Verwundungen von dem Schwämmchen angesteckt werden.

Die Aktinomykose der Zunge ist durch eine starke Anschwellung bedingt. Die Zunge beginnt zu schmerzen und wird hart, weshalb man in diesem Falle auch von einer „hölzerne Zunge“ spricht. Die Zunge wird unbeweglich und unfähig, die Nahrung zu fassen und sie der Kehle zu übermitteln. Auch das Kauen und Schlucken ist erschwert. Sogar der Speichel wird nur mit Mühe verschluckt; ein großer Teil davon fließt aus dem Maul. Die Ansteckung verbreitet sich auch auf die umgebenden Teile, und wenn das Tier ohne Heilung bleibt, schwindet es hin und geht zugrunde.



Abbildung 3.

Der Kopf eines am Strahlenpilz erkrankten Menschen.

Die Aktinomykose der Haut, der Halsdrüsen, der Kehle und verschiedener anderer Körperteile kennzeichnet sich dadurch, daß an der angesteckten Stelle ein entzündetes Knötchen entsteht, das sich rasch vergrößert und in eine große schmerzende, heiße Geschwulst mit dicken, harten Wänden übergeht. Letztere erweichen allmählich und bilden Geschwüre. Nicht weit von der ersten Geschwulst entsteht häufig eine zweite, dritte, und bisweilen bedeckt sich der ganze Hals ringsum und sogar der Kopf mit Geschwülsten von verschiedener Größe und mit Geschwüren, die untereinander mit engen Kanälchen verbunden sind. Die Aktinomykose des Euters ähnelt, besonders im Anfang, der Tuberkulose des genannten Körperteils.

Die innere Aktinomykose bildet die beschriebenen Geschwülste, Geschwüre und Knoten in dem Brustkasten an dem Brustfell, der Luftröhre und in der Bauchhöhle an den Gedärmen, an dem Magen und an anderen Organen. Diese Form ist bei Lebzeiten des Tieres schwer zu bestimmen und wird häufig mit der Tuberkulose verwechselt. Diese beiden Krankheiten genau zu unterscheiden, ist nur auf dem Wege wissenschaftlicher Untersuchungen möglich.

Der Eiter aller aktinomykosen Geschwüre und der Speichel, der bei der Erkrankung des Mauls nach außen fließt, enthalten häufig die erwähnten Schwämmchen, und durch diese kann die Krankheit verschleppt werden, indem solche Ausflüsse in Wunden gelangen und neue Erkrankungen hervorrufen. Auf diese Weise kann auch der Mensch angesteckt werden. Der Mensch steckt sich jedoch häufiger an der ersten Quelle an, d. h. durch Stengelschen, Strohhalmen und dgl., da mancher die Gewohnheit hat, mit solchen Dingen in den Zähnen herumzustochern oder daran zu kauen (Sieh Abbildung 3).

Die Heilung ist bei der Aktinomykose von sehr großer Bedeutung. Rechtzeitig damit begonnen und von einer kundigen Hand ausgeführt, kann sie eine vollständige Gesundung vermitteln. Als Gegengift dieser Krankheit erscheint Jod, Jodkali und Jodaufguß, welche Mittel man äußerlich anwendet, indem man Salben daraus bereitet und die kranken Stellen damit einreibt; auch flüssig werden genannte Mittel in die äußeren Geschwülste eingespritzt; innerlich kommen sie auch in flüssigem Zustande in Anwendung. Die Heilung muß aber ein erfahrener Arzt leiten.

Errettend wirkt auch häufig das Messer, das in kundigen Händen sogar bei schweren, natürlich äußeren Erkrankungen das Tier dem Tode entreißen kann. Ein möglichst frühes Öffnen der aktinomykosen Beulen und Geschwülste und die Vermittlung eines gründlichen Ausflusses des Eiters beugen der Bildung von neuen Geschwüren vor und steuern der Erkrankung der nächstliegenden Teile, sowie auch der inneren Organe und bedingen eine rasche Gesundung.

Bei den innerlichen Formen der Krankheit rettet nur Jodkali.

Bei schwierigen Fällen oder starker Verbreitung der Aktinomykose über den ganzen Körper ist es am vorteilhaftesten das Tier zu schlachten, da dessen Fleisch nach Entfernung

der von der Krankheit betroffenen Teile ohne Schaden genossen werden kann.

Am schlimmsten ist eine schwere Erkrankung der Kinnladen und der Knochen überhaupt, die nicht immer operiert und nicht leicht durch Jod geheilt werden können, so daß das Tier allmählich dahinschwindet und endlich stirbt.

Der Verlauf der Krankheit ist gewöhnlich ein chronischer, d. h. ein langsamer, der Monate, bisweilen sogar Jahre anhält.

Die Vorbeugungsmaßnahmen gegen die Erkrankung an Aktinomykose lassen sich aus den oben beschriebenen Arten von Erkrankungen herleiten.

In unseren Gegenden, die stark von diesem böartigen Schwämmchen heimgesucht sind, muß man Vorsichtsmaßregeln bei der Winterfütterung des Viehes gebrauchen, besonders wenn Gerste gefüttert wird. Man soll vermeiden, Spreu und Stroh in trockenem Zustande zu verabreichen; man durchweiche solche Arten von Futtermitteln gut, wenn möglich, sogar mit heißem Wasser. Ganz besonders muß man sich

dort an diese Regel halten, wo diese Krankheit häufig beobachtet wird, wo folglich das Schwämmchen weit verbreitet ist und erwähnte Futtermittel von ihm verseucht sind. Das durchgeweichte Stroh und die durchgeweichten Grannen können keine Stiche und Verletzungen in der Schleimhaut verursachen und sind daher wenig gefährlich. In den Dörfern oder Wirtschaften, wo diese Krankheit verbreitet ist, muß man auch vorsichtig mit dem Strohlager sein, am besten ist, den kastrierten (verschnittenen) Tieren oder den Tieren, die Verletzungen an Stellen haben, die mit dem Strohlager in Berührung kommen können, kein Stroh und dgl. unterzustreuen.

Große Aufmerksamkeit muß den an der Aktinomykose erkrankten Tieren zugewendet werden, namentlich denjenigen, bei denen ein starker Speichelausfluß oder ein Ausfluß von Eiter aus den Geschwüren der Beulen und Geschwülste zu beobachten ist. Solche kranke Tiere müssen von den gesunden ferngehalten werden. Sie dürfen nicht mit den gesunden gemeinsam geweidet und an die Tränke gelassen werden.



Der Welshkornbau.

(Культура кукурузы.)

Von J. Koll, Agronom.

Bei Einführung einer neuen Kulturpflanze in einer bestimmten Gegend kommen die klimatischen, die Boden- und wirtschaftlichen Verhältnisse in Betracht. Die Missernten der letzten 5—10 Jahre, hervorgerufen durch die Trockenheit, nötigen uns, in unserem Wolgabiet neue, gegen die Dürre widerstandsfähige Pflanzen einzuführen.

Zu solchen gehört auch das Welshkorn (Mais).

Im Grunde genommen, ist das Welshkorn gar keine neue Pflanze für unsere Bauern; denn nicht selten sehen wir das Welshkorn auf unseren Feldern angebaut, freilich in ganz geringem Umfange. Dagegen wurden in Nordamerika schon vor dem Krieg 39,197 Mill. Dessjatinen mit Welshkorn besät und alljährlich auf dieser Fläche 5 Milliarden Rubel Welshkorn geerntet. Wenn laut der letzten

statistischen Daten vor dem Krieg der alljährliche Gesamtertrag des Getreides in Rußland auf viereinhalb Milliarden Rubel kommt, so stellt es sich heraus, daß Amerika allein an Welshkorn mehr hervorbringt als Rußland Weizen, Roggen, Gerste u. a. Bei uns im trockenen Süd-Osten sind die Ernteerträge hauptsächlich von der Winterfeuchtigkeit und besonders von den Niederschlägen im Mai und Juni abhängig. Dies alles ist für unsern Bauer ganz klar; denn nicht selten hören wir ihn sagen: „Wann d'r liebe Gott Regen schenkt, gibt's auch Brot.“ Doch selten trifft bei uns der nötige Regen zu rechter Zeit ein. Unsere Regen verspäten sich gewöhnlich und fallen bei uns Ende Juni und Juli, so daß sie für unsere „Frucht“ (Weizen, Roggen u. a.) eher schädlich als nützlich sind. Aber ganz anders verhält sich die Sache mit dem Welshkorn. Die

erwähnten Regen im Juni und Juli kommen dem Welschkorn ganz zu gut, da es gerade in dieser Zeit am stärksten wächst. Auch unter der Dürre, die alljährlich unserem Weizen und Roggen Schaden bringt, hat diese Pflanze weniger zu leiden. Also die Naturbedingungen, die bei uns die Hauptrolle spielen, sind für den Welschkornbau günstig genug.

Wenn wir jetzt die Frage stellen, was für eine Bedeutung denn eigentlich der Welschkornbau für unseren Bauer hat, so stellt es sich heraus, daß das Welschkorn nicht nur als gutes Futter, sondern auch als Nahrungsmittel für Menschen verwendet werden kann. Die Amerikaner verstehen aus dem Welschkorn Zucker, Del, Konserven, Gummi, Sirup, eine Art



Abb. 1. Wie die Kölben zum Trocknen aufbewahrt werden müssen.

Graupen, ja sogar Papier zu erhalten. Die Bedeutung des Welschkorns ist also sehr groß, und nicht umsonst wird es in Amerika „der König der Körnerfrüchte“ genannt. — Gehen wir jetzt zur Kultivierung des Welschkorns über.

Was die **Wachstumsbedingungen** dieser Pflanze anbelangt, so ist durch Versuche der Versuchstationen festgestellt, daß das Welschkorn zu denjenigen Pflanzen gehört, die der Trockenheit ganz wider Trotz bieten. Das Welschkorn hat zu seiner vollen Entwicklung 3 mal weniger Wasser nötig, als unsere anderen Körnerfrüchte. Die Ansprüche an den Boden sind auch ganz bescheiden. Das Welschkorn gedeiht sowohl auf schwerem, wie auf

leichtem Boden. Zu nassen Boden verträgt das Welschkorn nicht, aber anhaltende Trockenheit übersteht es ganz leicht. Es kommt noch auf geringem, armem Boden fort, während es auf kräftigem Boden einen solchen hohen Körnerertrag liefert, wie ihn keine andere Körnerfrucht bieten kann. So z. B. erntete im Jahre 1921 (im Hungerjahre) die landwirtschaftliche Schule in Nikolajewski Gorodok auf ihrem Versuchsfelde 50 Pud von der Doffjatine. Bei normalen Verhältnissen sind die Ernteerträge bedeutend höher. In Amerika bekommt man bis 1000 Pud von der Doffjatine.

Das Welschkorn wird gewöhnlich zwischen zwei Halmfrüchten gebaut, und zwar folgt nach frühesten Welschkornsorten Wintergetreide (Weizen, Gerste u. a.).

Als tiefwurzelnde Pflanze kann das Welschkorn mit gleicher Sicherheit bei gehöriger Düngung selbst Jahr für Jahr auf demselben Feld angebaut werden. Nach Klee, Gras oder Neubruch gerät es vorzüglich. Durch Düngung kann das Welschkorn zu einem sehr hohen Ertrag gebracht werden. Sehr nützlich ist die Stallmistdüngung. Doch durch Versuche obengenannter Versuchstation hat es sich herausgestellt, daß der Ertrag durch Stallmistdüngung bei uns sich nicht bedeutend erhöht. So gab eine Doffjatine ohne Düngung 156 Pud, dagegen eine Doffjatine mit Stallmistdüngung — 175 Pud. Die Stallmistdüngung ist aber dennoch sehr nützlich, weil dadurch die sogenannte Struktur des Bodens erhalten wird und der Boden überhaupt locker und feucht bleibt. Das Welschkorn greift den Boden nicht so stark an wie die Wurzelfrüchte (Rüben, Kartoffeln u. a.).

Das tiefwurzelnde Welschkorn verlangt einen sorgfältig und tiefgelockerten Boden. Dies wird durch die entsprechende Bodenbearbeitung erreicht. Nach dem Stoppelsturz des vorangegangenen Getreides wird der Boden im Herbst mit dem Wähler („Vacherpflug“) 5 Werschok tief gelockert. Wenn gedüngt werden soll, so muß der Dünger unbedingt im Herbst aufgefahren werden. Im Frühjahr muß das im Herbst aufgelockerte Feld, sobald die Erde genügend abgetrocknet ist, geeeggt werden.

Die junge Welschkornpflanze ist gegen Froste sehr empfindlich, weshalb die Aussaat des Welschkorns erst dann vorgenommen werden muß, wenn keine stärkeren Fröste mehr zu befürchten sind. Das Welschkorn keimt, beson-

ders bei kühlem Wetter, sehr langsam (in 3 bis 11 Tagen). Bei uns muß die Aussaat in den letzten Apriltagen oder Anfang Mai (nach neuem Stil) stattfinden.

Das Welschkorn benötigt einen verhältnismäßig großen Abstand der einzelnen Pflanzen voneinander. Die Saat mit der Hand führt bei dieser Pflanze zu Samenverschwendung, weshalb sie ausgeschlossen werden muß. Am vollkommensten ist die Reihenfaat, die entweder mit der Hand durch Stecken oder mit der Sämaschine ausgeführt wird. Die Größe des Zwischenraumes, die man den in Reihen stehenden Welschkornpflanzen gibt, richtet sich nach der Güte des Bodens, der Welschkornsorte, sowie auch nach dem Zweck des Anbauens. Bei kräftiger Entwicklung der Welschkornpflanze muß ihr eine Reihenweite von 8—24 Werschok und in den Reihen 6—16 Werschok genährt werden. Wenn das Welschkorn als Körnerfrucht angebaut wird, muß die Reihenweite 24 Werschok betragen. Soll aber das Welschkorn als Grünfutter verbraucht werden, so ist eine Reihenweite von 8 Werschok genügend. Das Gewicht des erforderlichen Saatguts auf eine Dessjatine ist im ersten Falle 1¹/₂—2 Pud und, im zweiten 3—4 Pud.

Nach der Saat muß das Welschkornfeld mit einer leichten Egge geeegt werden, damit die Reihen vernichtet werden und die Saat vor den Saatkrähen erhalten bleibt. Wir müssen den Bauer auf diese Diebe besonders aufmerksam machen, da nicht selten das ganze ausgestreute Saatgut von ihnen aus der Erde herausgeholt und aufgefressen wird. Gegen diese Feinde des Menschen und Freunde des Welschkorns müssen einige Maßregeln angewendet werden. Bei der Saat muß man nämlich darauf bedacht sein, daß keine Körner auf dem Felde liegen bleiben (verzottelt werden). Denn die Saatkrähen sind sehr klug und listig, und wenn sie nur ein Korn finden, so wissen sie schon, daß auf diesem Platz noch mehr Körner zu finden sind.

Sobald das Welschkorn handhoch herangewachsen ist, muß es mit der Hand- oder Pferdehacke zum ersten Mal gehackt werden. Weiter, wenn die Pflanze 4—5 Blätter entwickelt hat, müssen die Pflanzenreihen sofort auf 8 Werschok gelichtet werden. Nach dem Lichten, wenn das Welschkorn ungefähr eine Höhe von 7 Werschok erreicht hat, wird zum zweiten Mal

gehackt. Gewöhnlich reicht ein zweimaliges Hacken vollkommen aus. Doch zuweilen wird noch zum dritten Mal gehackt und dabei das Behäufeln angewendet. Nach dem Behäufeln muß das Hacken unterlassen werden, weil man dabei die Wurzeln beschädigen kann. Bei feuchter Witterung kommen aus dem unteren Knoten der Welschkornpflanze viel Seitenschößlinge hervor, die durch Abschneiden unbedingt entfernt werden müssen. Alle diese Maßregeln müssen beim Aufbau des Welschkorns als Körnerfrucht angewendet werden. Soll das Welschkorn aber als grünes Futter verbraucht werden, so müssen diese Maßregeln etwas anders

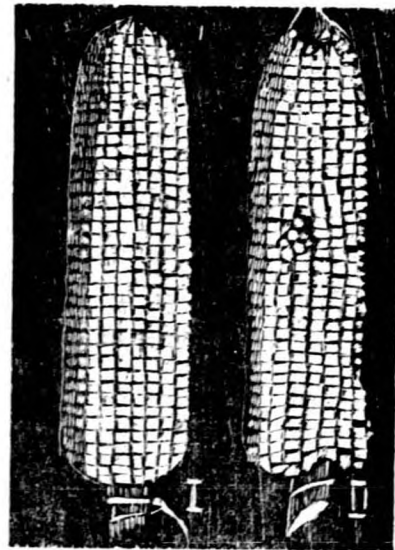


Abbildung 2. 1. Als Saatgut wertvoller Kolben, 2. Als ein Kolben, der zu Saatzwecken nicht verwendet werden soll.

sein. Zur Saat nimmt man in diesem Fall, wie erwähnt, 3—4 Pud auf die Dessjatine. Die Saat bestellt man auch hier am besten mit einer gewöhnlichen Sämaschine. Die Reihen müssen 7—8 Werschok voneinander sein. Das Lichten der Reihen, sowie auch das Behäufeln fällt selbstverständlich weg. Das Hacken aber zwischen den Reihen muß gleichfalls angewendet werden. Die Saat wird nicht an einem Tage bestellt, sondern dauert anderthalb bis zwei Wochen, damit der Bauer immer frisches Futter hat.

Das Ausreifen der Welschkornkolben beginnt mit dem Abdorren der Kolbenblätter. Weiterhin welken die aus den Deckblättern hervorstechenden Fäden ab. Die Ernte muß vorgenommen werden, sobald die Kolbenblätter dürr und die Körner hart geworden sind. Bei

dem Einheimsen werden entweder nur die Kolben gesammelt und die Stengel auf dem Feld stehen gelassen, oder auch werden die Kolben samt den Stengeln mit der Sichel abgeschnitten und in dreifußartige „Kopny“ (Häufchen) zusammengestellt. Zu grünem Futter muß das Welschkorn kurz vor dem Blühen gemäht werden. Bei später Ernte wird das Welschkornfutter schwer verdaulich und verliert einen großen Teil seines Nährwertes. Will man es nicht als grünes Futter füttern, sondern Welschkornheu erhalten, so behandle man es wie gewöhnliches Steppen- und Wiesenheu.

Die gesammelten und von den Deckblättern befreiten Kolben werden in einen Schuppen oder in irgend einen anderen trockenen Raum geschüttet, wo sie in arschindicke Schichten zu liegen kommen. Das Welschkorn muß unbedingt in Kolben und nicht in Körnern aufbewahrt werden, weil es im letzteren Falle gern schimmelt und einen bitteren Geschmack erhält.

Den Saatkolben, d. h. den Kolben, die man im Frühjahr zum Säen gebrauchen will, muß eine besondere Aufbewahrung zuteil werden. Die Kolben müssen mit Strickchen oder Garnfäden, wie das die Abb. 1 zeigt, aufbewahrt werden. Wenn's an Strickchen fehlt, können je zehn Kolben mit den Deckblättern zusammengebunden und aufgehängt werden.

Eine sehr wichtige Sache ist die beständige Auswahl der besten, vollkommensten Kolben zu Saatgut. Diese Auswahl oder Selektion, wie sie bei den Agronomen genannt wird, muß bei einem jeden Bauer, der sich mit Welschkornbau beschäftigt, von Jahr zu Jahr stattfinden. Die Auswahl der Saatkolben muß schon auf dem Felde begonnen werden. Sobald das Welschkorn reif geworden ist, muß ein jeder sorgfältige Landwirt die Welschkornreihen mit einem Korb in der Hand durchgehen und die besten, vollkommensten Kolben heraussuchen. Solche Auswahl muß öfters stattfinden. Die ausgewählten Kolben werden nach obenerwäh-

ter Weise bis zum Frühjahr aufbewahrt. Die wichtigsten Kennzeichen der besten Kolben sind folgende: eine walzenähnliche Form, gerade (stracke), regelmäßige Reihen der Körner. Die Körner selbst müssen glänzend sein.

Abbildung 2 stellt zwei Kolben dar, von denen der Kolben 1 als Saatgut gelten kann, dagegen der Kolben 2 zu solchem Zweck nichts taugt. Zum Saatgut werden nur die Körner des mittleren Teils der Kolben genommen.

Oben wurde schon auf die große Bedeutung des Welschkornbaues in unserer Gegend hingewiesen. Aber ich komme wieder auf diese Frage zurück und möchte unsere Bauern auf das Welschkorn nochmals besonders aufmerksam machen. Das Welschkorn kann, wie oben erwähnt, als Futter fürs Vieh und als Nahrungsmittel für die Menschen verwendet werden. Wir sind der Meinung, daß bei uns das Welschkorn vor allem zu Futter angebaut werden muß. Auch sind wir sicher, daß der Bauer in Hungerjahren auch das Welschkornbrot nicht verschmähen wird. Das Welschkorn ist ein Universalfutter. Die Körner können mit gutem Erfolg den Pferden, Schweinen und überhaupt fast allen Haustieren gefüttert werden. Unsere Bäuerinnen müssen wissen, daß das Welschkorn als bestes Hühnerfutter gelten kann.

Als grünes Futter ist das Welschkorn besonders für Melkkühe zu empfehlen. Das grüne Welschkornfutter ist für jede Bauernwirtschaft besonders wichtig, da bei uns die Weide nicht selten ganz ausbrennt und die Kühe auf der fahlen Steppe nichts finden können.

Was das Welschkornbrot anbelangt, so kann man es mit dem Weizenbrot gewiß nicht vergleichen. Unsere Bauern kennen das Welschkornbrot nur, seitdem die Amerikaner im Jahre 1921 ihnen mit Welschkorn aus der Not geholfen haben. Aber es wäre doch schon lange Zeit, selbst Hand ans Werk zu legen, das Welschkorn selbst zu bauen und nicht auf Hilfe aus Amerika zu warten. —



Der Kürbisbau.

(Культура тыквы.)

Von B. Wlajow, Agronom.

In dem Vielfelder-system ist der Anbau von Kürbissen als eine Zwischenkultur sehr empfehlenswert, da der Kürbis nicht nur eines der besten Futtermittel darstellt, sondern der Wirtschaft auch sonst noch viel Nutzen bringt, wie wir weiter unten sehen werden. Bei uns wurde diesem Produkt der Landwirtschaft bisher noch nicht die ihm gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Der Kürbis wurde meist nicht regelrecht kultiviert und auch nur in beschränktem Umfange in den Gemüsegärten und auf den Gemüsegeldern angebaut. Bei einem regelrechten Saatwechsel muß und wird auch der Kultur dieser wichtigen Pflanze mehr Beachtung geschenkt werden, wodurch dann die Wirtschaft eine reichliche Menge Futter- und auch Nahrungsmittel erhält.

Der regelrechte Anbau des Kürbisses besteht in folgendem: Das Land, auf dem Kürbisse gebaut werden sollen, pflügt man im Herbst schon vier bis viereinhalb Werschok tief. Lockeren, mit Sand untermischten Schwarzerdboden kann man auch im Frühling pflügen. Wenn im Herbst gepflügt wurde, so ist im Frühling ein nochmaliges Umpflügen, und zwar 2—3 Werschok tief, erforderlich. Eine solche Auflockerung kann auch mit dem Kultivator ausgeführt werden. Das Eggen muß auf dem Fuße folgen, wobei die obere Erdschicht nicht gewendet werden darf. Dann muß das Feld durch flache Furchen in gleiche, einen Faden breite Streifen eingeteilt werden. Die Furchen können mit einem Markför gezogen werden. In den Furchen macht man in einem Abstand von ebenfalls einem Faden voneinander Grübchen, in die man den Samen, die Kürbiskerne, legt.

Auf eine Desjatin sät man je nach der Güte und Sorte 15—20 Pfund Samenkerne, die am besten 2—3 Jahre alt, aber doch frisch (unverdorben) sind. Junge Samenkerne treiben üppiges Kraut, aber wenig Fruchtansätze und folglich auch wenig Früchte.

Vor der Saat weicht man die Samenkerne ein; dann legt man sie in einem warmen Raume in dünner Schicht auseinander und läßt sie in feuchtem Zustand etwa 24 Stunden lang liegen. Dadurch keimen sie besser und ge-

hen früher auf. Das Einweichen kann unterbleiben, wenn reichlich feuchte Witterung ist oder wenn das Land tief liegt und genügend Feuchtigkeit hat.

Als eine Pflanze südlichen Klimas leidet der Kürbisstock unter Frost; leichte Morgenfröste können schon die jungen Pflänzchen zugrunde richten. Damit die Samenkerne gut keimen und aufgehen, muß der Boden genügende Wärme (bis 15 Grad Reaumur) haben. Mit hin fällt die beste Saatzeit bei der Kultur dieser Pflanze in die erste Hälfte des Monats Mai.

In jedes Grübchen legt man 3—4 Kerne, da mitunter der eine oder andere ausbleibt oder das eine oder andere Pflänzchen auch bei späten (leichten) Frühlingfrösten erfriert. Die Samenkerne legt man in den Grübchen in Form eines Dreiecks oder Quadrats, anderthalb bis zwei Werschok voneinander. Das Aufgehen der Pflänzchen ist schon halbwegs eine Garantie (Sicherheit) für die Ernte, da sie nicht besonders anspruchsvoll an Feuchtigkeit sind und die Dürre nicht fürchten. Je heißer es ist, desto besser entwickelt sich der Kürbis.

Man kann auch Kürbisplänzchen in Töpfchen aufziehen und sie, wenn die rechte Zeit dazu da ist, in den Boden setzen, aber bei dem gegenwärtigen Zustand unserer Wirtschaft würde das als zu umständlich erscheinen.

Die Pflege der Kürbis-pflanze auf dem Felde besteht in der Entfernung des Unkrauts und in der Auflockerung des Landes. Begossen braucht die Kürbis-pflanze nicht zu werden.

Damit die Pflanze von den starken Winden, die häufig in unserer Gegend wüten, nicht zerzaust, verdreht oder vom Platze geweht werde und dabei keinen Schaden leide, sind die Ranken an dem Boden zu befestigen. Dazu können Weidchen oder Reiser benützt werden.

Den entwickelten Ranken ist eine verschiedene Richtung in ihrer Lage zu geben, damit sie sich gegenseitig nicht beschatten, den Zutritt der Luft nicht verhindern usw.

Wie jedermann bekannt sein dürfte, bildet die Kürbis-pflanze viele Fruchtansätze, die nicht alle auswachsen und ausreifen können. Deswe-

gen darf das Beschneiden („Geizen“) der Ranken durchaus nicht unterlassen werden. Auch die Ausläufer an den Seiten müssen auf erwähnte Weise entfernt werden, wobei nur 3—5 Früchte am Stoc zurückbleiben. Wenn wir das tun, so entwickeln sich die Früchte üppig und rasch; denn die Nährstoffe, die die Pflanze durch ihre Wurzeln aus der Erde und durch ihre Blätter aus der Luft erhält, werden nicht von einer Unmenge von Früchten aufgezehrt, sondern kommen alle den 3—5 Früchten zugute, die man allein am Stocke gelassen hat.

Das Hacken und Auflockern des Landes wird zweimal ausgeführt; auch etwas häufeln kann man die Stöcke, besonders nach dem Regen.

Zum Einheimsen der Früchte wird gewöhnlich geschritten, wenn der erste Frost seine Spuren auf den Blättern hinterlassen hat, also um die erste Hälfte des Monats September. Beim Pflücken müssen die Stiele an den Früchten bleiben, damit die letzteren nicht so leicht faulen. Bevor die Kürbisse in den dazu bestimmten Raum untergebracht werden, läßt man sie längere Zeit an einem Ort liegen, der von der Sonne beschienen wird, deckt sie aber mit etwas Stroh zu, um sie vor Frösten zu schützen.

Zum Aufbewahren der Kürbisse wählt man große, trockene und hinreichend warme Räumlichkeiten (Keller, Vorratskammern usw.), wo man sie in Stroh oder Spreu unterbringt, und zwar so, daß sie nicht mit einander in Berührung kommen.

Das beste Mittel, die Kürbisse lange in gutem Zustande zu erhalten, besteht darin, daß man sie zerschneidet und in geschlossenen Räumen, Gruben usw. aufbewahrt, in die keine Luft eindringen kann. Die Kürbisse, die verfüttert werden sollen, kann man in kalten Räumen aufbewahren, da sie auch gefroren nichts von ihrem Nährwert einbüßen. Vorher muß man sie natürlich in einem warmen Raum austauen und weich werden lassen, wozu etwa 12 Stunden nötig sind. Wenn die Kürbisse als Futter für die Pferde oder das Hornvieh verwendet werden, sind sie unbedingt zu zerschneiden oder zu zerhacken.

Kürbisarten gibt es sehr viele; die verbreitetste, einträglichste und in den Bedingungen unserer Gegend widerstandsfähigste ist unsere örtliche Sorte, die keinen Namer hat, von graugrüner Färbung und platter Form ist. Sie er-

reicht ein Gewicht bis 30 Pf. und darüber. Die Fleischschicht dieser Sorte ist bis 1½ Werschot dick, orangefarbig, von sehr süßem Geschmack. Diese Sorte reift auch gut aus und läßt sich gut aufbewahren.

Die Samen von Kürbissen sammelt man, und nachdem man ihn gewaschen und getrocknet hat, bewahrt man ihn in Säcken auf.

Außer seinem großen Wert als Futtermittel hat der Kürbis auch noch den Wert, daß seine Kultur ein ausgezeichnetes Mittel zur Hebung der Ernteerträge des Sommergetreides ist, da dies auf einem Felde, wo vorher Kürbisse angebaut worden waren, gute Bodenverhältnisse vorfindet.

Auf dem Stück Land, das für Zwischenkulturen bestimmt ist, kann man außer Kürbissen noch Sonnenblumen, Hirse usw. anbauen, welche Kulturpflanzen auf den Feldern mit breiten Zwischenreihen die besten Ernteerträge liefern.

Fassen wir die wirtschaftliche Bedeutung des Kürbisses zusammen, so finden wir folgendes:

1. Der Kürbis ist ein vorzügliches Futtermittel für alle unsere Haustiere, die sich dabei arten, daß es eine helle Freude ist. Ihrem Nährwert sind 20 Pfund Kürbisse 5 Pfund Roggenkleie gleich; dabei vermehren sie den Milchtrag der Kühe um 3—5 Pf. im Tag. Die Milch der Kühe, die mit Kürbissen gefüttert werden, gibt, weil fettreicher, mehr und schönere (orangefarbige) Butter. Man kann seine 60 Pfund Kürbisse einer Kuh füttern, ohne daß die Milch im geringsten üblen Geschmack dadurch erhält.

2. Für den Menschen stellt der Kürbis ein gutes Verpflegungsmittel dar, das sehr nahrhaft, gesund und wohlgeschmeckend ist. Der Sirup aus Kürbissen ist zarter und angenehmer als der Arbusensirup. Aus dem Kürbisbrei können Pastillen und andere gute Speisen bereitet werden.

3. Die Kürbiskerne enthalten mit den Schalen an 42 Proz. Del, ohne die Schalen an 75 Proz. Das Kürbisöl ist ein gutes Tafelöl und hat eine zarte Färbung. In der Heilkunde gilt das Kürbisöl als ein gutes Mittel gegen den Bandwurm.

4. Die Kultur des Kürbisses erhöht die Ernteerträge der verschiedenen Arten von Som-

mergetreide. Der Kürbis selbst gerät bei regelrechter Behandlung sehr gut. Eine kleine Tessatine (2400 Quadratfaden) kann bis 2500 Pud Früchte und darüber liefern. Daraus können an 30—35 Pud Öl gewonnen werden; die übrigen Produkte kommen der Wirtschaft auch zugute.

Wenn wir untersuchen, ob der Sonnenblumenbau oder der Kürbisbau vorteilhafter ist, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß wir letzterem den Vorzug geben müssen.

Das möge man beachten und danach handeln!



Einiges über Fischzucht.

(Коечто о рыбоводстве.)

В. М. Лемашов.

Die große Bedeutung der Fische als Nahrungsmittel veranlaßte die Menschheit schon seit alten Zeiten, einerseits Maßregeln zum Schutze der vorhandenen Fischvorräte anzuwenden, die räuberische Art und Weise des Fischfangs aufzugeben, Schonzeiten während dieser oder jener Periode im Leben des Fisches zu beobachten, d. h. zu bestimmten Zeiten, wie z. B. bei allzu jungem Alter und während der Laichzeit, den Fang der betreffenden Fische gänzlich einzustellen, andererseits einen neuen Wirtschaftszweig zu schaffen, nämlich die Fischzucht, d. h. eine künstliche Fischvermehrung, wie in künstlich hergestellten, so auch in natürlichen Wasserbehältern.

Dieser Wirtschaftszweig hat sich in ganz Westeuropa und in Nordamerika volles Bürgerrecht erworben und trägt entweder das Gepräge eines Privat- und Gesellschaftsunternehmens oder, was häufiger der Fall ist, eines Staatsunternehmens.

Die große Zahl der Zeitungen und der Journale, die der Fischzucht speziell gewidmet sind, ist ein klarer Beweis der großen Ausdehnung und der glänzenden Erfolge, die die Fischzucht in den westlichen Ländern erlangt hat. In Amerika befindet sich die Fischzucht und der Fischfang hauptsächlich in den Händen der Staatsanstalten des Ackerbaudepartements. Das große, einmal im Jahre erscheinende Journal „Annual reports of the Fishery“ zeugt davon, was für eine große Rolle und Bedeutung diesem Wirtschaftszweig in dem erwähnten Lande beigemessen wird.

In Deutschland dagegen sind die beiden Erwerbszweige — die Fischzucht und Fischerei —

in den Händen von Gemeinden und Vereinen konzentriert, wie z. B. im „Deutschen Fischereiverein“, der die „Allgemeine Fischerei-Zeitung“ herausgibt; außerdem wird in Deutschland noch die „Fischerei-Zeitung“ herausgegeben.

Folgende Worte vorne auf dem Umschlag dieser Zeitung: „Wochenschrift für die Interessen der gesamten deutschen Binnenfischerei, Fischzucht und Teichwirtschaft, Seen- und Bachfischerei, der Fischverwaltung und Sportfischerei“ zeigen voll die Ziele dieser Vereinigung.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde in Frankreich die künstliche Befruchtung des Fischrogens erfunden. Diese Erfindung veranlaßte die Gelehrten, ihre Aufmerksamkeit der Fischzucht zuzuwenden, da die künstliche Befruchtung des Fischrogens als passendes Mittel zur Beobachtung der Entwicklung des Fischkeimes erschien und auch über manche Fragen betreffs der Entwicklung der übrigen Tiere und sogar des Menschen Aufschluß zu geben versprach.

Vor der Erfindung der künstlichen Befruchtung erschienen als Objekte der Teichwirtschaft nur diejenigen Fische, die sich selbständig in den Teichen vermehrten; die künstliche Befruchtung aber gab die Möglichkeit, in den Teichen auch andere, bessere Sorten von Fischen in großer Menge aufzuziehen, z. B. die Lachsforellen.

Im Jahre 1858 zählte man in Europa schon 83 Fischzuchtanstalten, deren Zahl sich seither stark vergrößert hat. Die am Anfang genannten Maßnahmen zum Schutze der Fischreichthümer erwiesen sich mit der Zeit als weit-

aus unzulänglich, um der Bevölkerung genügende Vorräte an Fischen zu sichern, weshalb zum Zweck der Vermehrung der Fische in den Naturwasserbehältern — in Flüssen, Seen und Meeren — die künstliche Befruchtung angewandt wurde, die auch erfreuliche Resultate zeitigte. Die Staaten selbst begannen, die künstliche Vermehrung der wertvollsten Fische anzuwenden, um den beim Fischfang entstehenden Verlust auszugleichen.

In Rußland entwickelte sich die Fischzucht nicht so rasch, nichtsdestoweniger hatten wir schon zum Anfange des Weltkriegs einige Fischzuchtanstalten, von denen die älteste, die Nikolski-Anstalt im Gouvernement Nowgorod, im Jahre 1854 von B. P. Brascki gegründet wurde. Ebenso funktionierten See- und Teichwirtschaften, hauptsächlich im südwestlichen Rußland und in Polen. An einigen größeren Flüssen wurden auch Versuche zur künstlichen Vermehrung der wertvollsten Fische gemacht. Gegenwärtig gewinnt die künstliche Fischvermehrung immer mehr Ausdehnung; sie wird im Staatsmaßstabe betrieben, um dem Land diesen

so wichtigen Nahrungszweig nicht nur zu erhalten, sondern noch mehr auszuwachsen zu lassen.

Ich werde nur kurz über zwei Arten der Fischwirtschaft — über die Teich- und Flußwirtschaft — berichten.

Die Teichwirtschaft erscheint schematisch folchengestalt: Es wird eine Reihe von Teichen ausgegraben, die mit einander verbunden sind und von einem größeren Wasserbehälter gespeist werden. Dabei muß man nach Belieben jeden Teich besonders leeren können. Den Grund des künstlichen Teiches versiebt man zuerst mit Mist und organischen Stoffen, und dann fällt man den Teich mit Wasser. Dank dem Reichtum der organischen Stoffe, die im Wasser aufgelöst werden, entwickelt sich in dem Wasserbehälter ein reiches Pflanzenleben, das seinerseits das Leben von kleinen Wassertieren bedingt, die als Nahrung für die in den Teich gelassene Fischnachkommenschaft dienen. Diese Fischjugend wird in den Fischzuchtanstalten gezüchtet, und zwar durch künstliche Befruchtung und künstliche Brut. (Schluß folgt.)

Практические Натяжки.

(Практические советы.)

Wer auf seinem Felde außer Getreide noch Hackfrüchte baut, der braucht nicht so sehr die Dürre zu fürchten; denn er ist vor einer Mißernte mehr oder weniger geschützt.

Wer im Herbst auch ohne vorherigen Regen seinen Roggen säen will, der muß frühzeitig im April, Mai brachen und den Sommer über die Brache schwarz halten: erst dann ist er sicher, daß seine Winterjaat auch ohne Regen angehen wird.

Wer gute Weizenkörner zu Saatzwecken haben will, der muß während der Reifezeit die schönsten Kolben aussuchen und von diesen wiederum die bestausgebildeten Körner auslesen; denn von einem guten Samen wird er auch eine gute Frucht erhalten.

Sollte der Weizenzüchter sich zeigen, dann sofort Maßregeln zu seiner Vernichtung ergreifen und den Landabteilungen über sein Erscheinen Mitteilung machen. Wer aber stets im Kampfe gegen Schädlinge und in der rationalen Wirtschaftsführung unterrichtet sein will, der muß die Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“ beziehen.





Kultur und Leben.

Frühlingsmorgen.

Von H. Frank.

Wie zwitschern schon so lustig
Beim ersten Frührottschein
Des Frühlings Musikanten
Im Garten und im Hain!

Sie senden ihre Lieder
Ins reine Blau empor,
Wo Elfenkinder schweben
In munterm, sel'gem Chor.

Die streuen Edelsteine
Und Blümlein auf das Land
Und schmücken immer reicher
Sein grünes Festgewand.

Run gießt auch noch Aurora
Darüber all ihr Geld —
O junger Frühlingmorgen,
Wie bist du schön und hold!



Um zwei saure Gurken. Schauspiel in 5 Aufzügen.

Von R. Klein.

Personen:

Jammerjaskke, ein armer Bauer
Milis, seine Frau
Peter, 15 J. | seine
Mari, 14 J. | Kinder
Alt Anne, Heilkünstlerin u. Hebamme
Faustdick, reicher Bauer
Borstehrer
Schreiber
Kolle, Büttel

Probst Richard, in vorgerücktem Alter
Seine Frau, Mitte d. 20-er Jahre
Bette, ihre Magd
Schulmeister
Bauern u. Bäuerinnen
Ein Geist
Geisterchor.

Kornel,
Michel,
Heine, } Revisoren der Gemeindefasse.

Das Stück spielt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in einem der oberen Dörfer unserer Republik.

Erster Aufzug.

Ein kleines Bauernzimmer. An der hinteren Wand ein Backofen, der beinahe die Hälfte des Zimmers einnimmt. Links neben dem Ofen eine Tür. An der linken Wand eine Bank. Dem Ofen gegenüber (im Vordergrund) ein Tisch, davor eine Bank. Born in der rechten Ecke ein altmodisches Kolonistenbett. In der rechten hinteren Ecke eine Kiste. Vor dem Ofen eine Bank, darauf liegt hoch mit Pelzen bedeckt der kranke Jammerjaskke. Im Zimmer befinden sich seine Frau und seine Kinder. Es ist dunkel. Das leise Stöhnen des Kranken ist während der ganzen Handlung des ersten Aufzugs zu hören.

Erster Auftritt.

Jammerjaskke. Milis. Peter. Mari.
Jammerjaskke (mit matter Stimme).
Milis, . . . steck doch . . . s Licht ob . . .

im Dunkle . . . do färdt . . . mr sich jo . . .
Zejjes, . . . hots mich awer gfreore . . . jehert
lofts no.

Milis (sorgenvoll). Wefte denn aach
schun, des mr morgo mit'n Kusfekepeter naus
in die Ernt müsse?

Zammerjashke (matt). Schun morgo?

Milis. Jja, sie huns mich hait gfaat,
wie ich beine g'west wor. Ich hun ne awer
gfaat, des de krank laie dust, un des de schwer
lich mitmache kannst. Sie maante, do kennte
mr dich jo drhem losse, un, wenn de besser
werre däst, kennst de noochkumme. Sie maante,
s Friere wär so te arg Krankheit.

Zammerjashke. Sted. . . doch. . .
buschaleste. . . s Licht oh, Milis. . . mich
schauderts. . . im Dunkle do. . . Fui! . . . is
s mich. . . awer doch so eflig. . .

Milis (nachdenklich). Sollt ich nei doch
noch nooch die alt Anne schide losse, vrleicht
kennet die dr noch was forsch Friere geme.
Zejert hun mr dr schun gedruckender Hund-
dred ingegeewe; gedruckende und vrstohene
Krebs hoste aach schun ingenomme, uns scheint
gar net, als obs besser werre det. — Willst net
esse? Du host jo hait noch garnix ggeffe. Ich
hol dr was. (Milis ab.)

Zweiter Auftritt.

Die vorigen ohne Milis.

Zammerjashke. Zejert werds mich
awer heef. . . ich muß die Belzer runner-
schmeiße. (Man hört das Auffallen der Belze.)

Dritter Auftritt.

Die vorigen. Milis.

Milis (die mit der angezündeten Lampe
hereinkommt und sie auf den Tisch stellt.)

So, do heße jehert Licht. No, du host jo
alles uf dr Erd laie, dich frierts wol net meh?

Zammerjashke. Ne, mich is s jehert
siebig heef. . . Wem mr nor was Saures zu
esse hätte. . . Mich verlangts jo so drnooch.

Milis. (traurig). Do kann ich dr net
helfe, mr hun nix.

Vierter Auftritt.

Borige. Zwei Bauern.

(Zwei Bauern kommen zur Tür herein. Der
eine setzt sich auf die Bank, der andere auf die
Diele und zieht die Knie an sich.)

Erster Bauer |
Zweiter Bauer | Willkomm!

Zammerjashke |
Milis | Willkomm aach!
Die Kinder |

(Beide Bauern holen ihre Pfeifen aus den
Taschen hervor, stopfen sie und setzen sie in Brand.
Sie rauchen die ganze Zeit, wobei sie zuweilen
durch die Zähne auf den Fußboden spucken.)

Erster Bauer. No du bist woll arg
krank?

Zweiter Bauer. Do kannst de jo gar
net mit n Kusfekepeter in die Ernt!

Milis (traurig). Ich mach alleen mit
die Kinner mit. he kann do blaiwe, bis r
gsund werd, un nochert kann r noochkumme. S
is weitersch nix zu mache S werd jo aach gar
net anerichter mit n. Und aussehe tut r wie n
grtrudender Dollfisch. Un s helst jo aach gar
nix, alle Mittel helse nix. Was hun mr net
schun alles gmacht un gbrowiert!

Erster Bauer. So schickt doch mol noch
die alt Anne, vrleicht kann die helse. Die vr-
steht ihre Sach so gut wie n Dokter, und die
kann alle Krankheite heele: die hot for alles
Mittel.

Zweiter Bauer. Dr Müllerhannes hots
aach so ohgpakt ghot; den hot se gholse. N
Waldfilipp hot se aach gholse, he hots aach jo
arg ghot. Lost se nor rufe, die vrstehts.

Milis. S helst nix, ich loß se rufe. Pe-
ter, geh un ruf mol die alt Anne! (Nachdenk-
lich) s werd wol jo s beste sin. Sunst hot mr
doch te Ruh, wem mr uf die Arwet is.

Peter. No, no, Name. (Peter ab.)

Fünfter Auftritt.

Die vorigen ohne Peter.

Erster Bauer. S Friere is schun jo
ne Krankheit: emol schittelts em, wie n Winter
in dr ärgst Kält, grad als wem mr ans Ber-
friere wär. Un s anpere mol, do werds em jo
heef, des mr meent, mr müßt vrbrenne un dr
Kopp wollt em drbei vrblaye.

Zammerjashke (zu Milis). Zejjes,
was ne Hit! . . . geb mich doch e mol was zu
trinke, Milis!

(Seine Frau bringt ihm einen Becher Wasser,
den er gierig austrinkt und ihn dann zurückreicht.)

Milis (seufzend). Ich muß nor als der-
weil die Sache zamme raume, denn morgo frieh
gehts vor Tag fort. (Sie fängt an, aus der
Kiste hinter dem Ofen Sachen herauszukramen.)

Sechster Auftritt.

Borige. Die alte Anne. Peter.

Alt Anne (noch in der Thür). Willkomm
ach!

Alle. Willkomm!

(Die alte Anne, eine kleine breitschulterige Frau, etwas gebückt, hat eine ziemlich lange Nase, vorstehende Backenknochen, spricht außerordentlich schnell, wobei ihr der Speichel aus dem Munde fliegt.)

Alte Anne. Wo wu is r dann? (erblickt den Kranken). Ach, do lait r jo! (zum Jammerjäsche) Sei nor net bang! dei Krankheit is net zum Dot. Des wolle mr schun bald weg hun. Was fehlt dich denn egentlich? (zuversichtlich) ich sehs schun, s Friere hoste! Do gebts nor e gut Mittel, do hun ich schun viele mit kuriert. Unsere Doktere wolle alles mit Kina gut mache, awer was sehe mr denn! Helpe düts doch nix. Dr Dokter Bulst hot aach immer gsaat, daß nor ich mei Sach vrstehe tet. Un dr Abdeker drin in dr Stadt, den wu ich immer Ggreider bringe tu, dr hot sich aach immer vrwunnert, wu ich nor mei Wissenschaft all her hun. Des Kinner bringe, des is vor mich gar nix, des vrsteh ich vill besser, wie die Gronsam, des hot aach dr Dokter schun gsaat. Wißt, ich hun emol eens gbrocht, des wor gar net so leicht. Wenn ichs aich vrzähle det, ihr det's buschale doch net glawe. Ich hun schun vill wider uss Zaig gbrocht, aach schun solche, wu sich die Doktere drvun los glaate horte. Dr Dokter saate immer, daß ich . . .

Milis (dringend zur alten Anne). Wes Anne, was wollt r denn mei Mann gewo? Des mißt häit Dwet noch basiere; denn ich muß morgo bei Zeit fort, mit m Aufsepper in die Ernt. Un do bleibi he alleen do.

Alt Anne (hastig). Ach, des häit ich ball vrgesse. Ich hun drheem fertige Mekezin, die brauch ich aich nor her zu schicke. Mei Mekezin is besser, wie die Doktere ihr Kina. Forsch Friere muß mr was Pittres innumme. Do drzu brauch mr des Kina gar net. Ich hun e bessres Mittel. Freilich gut schmede tuts aach net, awer des schad nix. Wenns aach net gut schmede tut, awer helpe tuts unbedingt, des kennt mr glawe.

Erster Bauer (zur alten Anne). Ja, des hun ich schun ghärt, daß aire Mekezin absichailich garschrig schmede tut. Ich wees, wie mei

Schwester ihr Doctermann kronk gelaie hot, do hot r m aach so Zaig gewo, he hots beinah net nunner gbrocht. Un wie r sch drunne hot ghot, muß r sch widder raus foge. Awer gholse hots: he is gjund worre.

Alte Anne. Jo, des helst immer. Ich hun vor alle Krankheite Mekezin. Ich stell se mr selwer zamm. Ich wees, was alle Greider zu bedaite hun un vor was se gut sin; des wisse baschale die Doktere net so gut wie ich. Ich kann aach Brauche. Awer s Brauche helst vor alle Krankheite. Bei: Zahnfluß, Kotsaaf- fluß do helsts, awer net bei alles. Wenn eener n Fluß hot, do brauch ich nor den Spruch herzubete:

Streizigter Zahnfluß, Kotsaaf- fluß,

Jejumilch und Christilut

sin vor 77 Kotsaaf un Zahweh gut!

Den Spruch, den darf ich aich noch jae, awer des, was ich do drbei mache muß, des darf ich aich net jae, des darf nor ich wisse. Wenns mol all wisse tue, denn helsts nix meh. N ganze Summer iver hun ich immer absichailich vill zu tue; do samml ich Greider. s gebt vill Greider, wu gut sin for Krankheite. Do is dr bittere Baifuß, Roseblite, Blichkraut, Odermännje, des is arig gut Graut; aach dr Baifuß uns Blichkraut is arig gut Graut. Ich samml aach noch Resbapel Taufendgildegraut, Berkehole, Gehehole, Erdbeerblätter, die sin arig bassend, absunnerlich die Erdbeere. Un nor die Hemeredo wees ich s allerbeste Mittel; die kurier ich gleich aus, do kennt r n fleene Hammes froge. Nach vrschiedene Klaste stell ich zamm. Dhem hun ich immer fertige laie. Des spanische Fliegeplaster uns Melodeplaster, die sin die beste Plaster. Wenn eener die Schoßblätter hot, so is s beste Mittel, wenn mr ne Grod drufbinne tut. Bis dr annere Morget sin die Lage widder ganz heel. Nach Drandelöl hun ich . . .

Erster Bauer und zweiter Bauer. S is schun spät, mr misse gehe. Wo blaiht schen gjund. Gut Nacht! (beide erheben sich und gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Borige ohne die zwei Bauern.

Milis (dringend zur alten Anne). Wo, Wes Anne, kennt net dr Peter mit aich gehe, un kennt gleich die Mekezin mitbringe. Ich hun gar ke Zeit meh; denn ich muß noch zamm-

raume. Mr misse jo bei Zait fort un s is schon spät. Bißche ruhe misse mr jo aach noch.

Alte Anne. (häftig). He kann mit gehe. Ich geb n gleich die Medizijn. Got r net e Butelche, wu mrschs ninschitte kennt. (Milis sucht eine Flasche und übergibt sie der Alten). No die is schon gut. 25 Troppe muß he innume morgo nichtern un aach dr Owet. Do werke se dr best (zum Jammerjaskhe gewendet). Forich garichtig schmecke därfste dich net färdchte, wenns de gsund werre willst. Dr nochert, wenns de mol widder uf die Bee bist, do spirschte nix meh drvun. (Zu Peter) No, Peter, komm, ich glaab wahrhaftig, s is schon Mitternacht. Ich geb dr vun mei best Medizijn. Bitterklee, Rappelferwitz, un Saigall, des is arg gute Medizijn (zum Jammerjaskhe) 25 Troppe nummst du inn, net mehr, des is gnung (die alte Anne mit Peter ab).

Achter Auftritt.

Vorige ohne die alte Anne und Peter.

Milis. (für sich, indem sie das Bett abräumt, in das ihre Tochter sich angekleidet hineinlegt). Ich muß nor hortig alles zammesuche, deß ich morgo frieh net meh zu suche brauch. Wenn mr frieh uf muß, nochert vergergeßt mr leicht was. (Fängt an ihre Sachen zusammen zu juchen und in einen Sack zu stecken. — Zu ihrem Mann). In m Schrank leit noch Brot, un drauße in die Kuch steht n Emer Wasser, sunst hun mr aach nix meh. No du eßt jo so wie jo nix. (Nachdentlich) Ree; den Emer woerr ich dich net do losse könne, den werre mr Brauche; kannst dich drauße aus n Stenner hole, do is noch drin.

Neunter Auftritt.

Vorige. Peter.

Peter. (erscheint mit der Medizinflasche in der Hand.) Mame, da hos de die Budell!

Milis (hält die Flasche gegen die Lampe). No, do is jo beinah nix drin zu sehe, so we-nig is des. Ich muß dr nor gleich ingewe. (Sie

tropft aus der Flasche in eine Tasse). Gens zwee, dreie, viere. . . Zesses, ich hun mich verschitt! — No, des werd nix schatte. (Geht zu ihrem Mann und überreicht ihm die Tasse) Da, trink!

Jammerjaskhe (nimmt die Tasse und sieht hinein). Was. . . meg. . . des nor sin? deeste nor. . . e bißche Wasser. . . ninschitte. . .

Milis. Ach, du lieber Gott, des hun ich vergesse. (Holt Wasser und gießt etwas in die Tasse hinein.)

Jammerjaskhe (hebt sich langsam in die Höhe, stützt sich auf den Ellbogen und trinkt. Nachdem er getrunken, überreicht er die Tasse seiner Frau.) Da. . . (Seine Frau nimmt ihm die Tasse ab.) Brrr. . . brrr. . . (Er schüttelt sich). Is. . . des. . . aw. . . sui. . . brrr. . . brrr. . . ich. . . muß. . . mich. . . No-otze. . . (legt sich nieder, schüttelt sich, stöhnt und ächzt fortwährend dabei.)

Milis. Des muß jo abschailich garitig schmecke. Ich muß s nor mol versuche! (Setzt die Tasse an den Mund und trinkt langsam den lekten Tropfen, speit aber sofort danach aus). Tfu, tfu, tfu! Herrgott im Himmel, tfu, tfu, was is denn des vor Zaig! Tfu, tfu, des kennt ich net trinke. Tfu, do meent mr jo, des wär Raeggift, tfu!

(Inzwischen legt sich ihr Sohn hinter dem Ofen auf die Kiste)

Tfu! Ich muß mich nor aach lege. Tfu, hätt ich nor das Zaig net gbrowiert! Tfu. . . is des awer Zaig! Ich glaab ball, die alt Anne is e Hex, un dr Böse helst r des zammestelle. Des is jo Hexezaig. No, wenns nor helst. Tfu! . . (Zu ihrem Mann.) Du häst beis Innumme die drei hechte Rome nenne solle; denn mr weeß doch net, was des egentlich is. (Geht zu Bett und legt sich. Außer dem Stöhnen des Bauers ist nichts zu hören.)

Vorhang.

(Fortsetzung folgt.)



Erinnerungen aus meiner Schulzeit.

Von H. St.

(Schluß.)

Das Vogelfangen. Jeden Herbst zieht in die junge Generation Katharinenstadts eine Art Fieber: das Vogelfangen geht los. Scharenweise ziehen die Jungen mit ihren Knippen in Wald und Feld. Die Zeisige und Distelfinke sind sich nun keines Schritts mehr sicher, überall sind Fallen ausgestellt. Ich war auch ein großer Liebhaber vom Vogelfangen, malte mir in meinem jugendlichen Kopfe Zukunftspläne inbezug aufs Vogelfangen aus. Wenn du mal groß bist, dachte ich, schaffst du dir viele schöne Knippen an. Ueber Winter behältst du nicht weniger als zwei Distelfinke und zwei Zeisige, paarweise, ein Männchen und ein Weibchen; sie können sich paaren und brüten vielleicht Junge aus. Wenn du auf dem Dorfe wohnen wirst, dann beglückst du Menschen dadurch, daß du ihnen den ersten Vogel schenkst, und dann können sie sich selber noch mehr fangen. Ich konnte damals nicht begreifen, warum man in den Dörfern, außer Katharinenstadt, keine Vogel fängt, und schrieb das sozusagen der Rückständigkeit der „Kolonier“ zu, wie sich die Katharinenstädter inbezug auf die Dörfler verächtlich auszudrücken pflegen. Und wie ist es zu erklären, daß in Katharinenstadt das Vogelfangen zur Leidenschaft geworden ist und die andern Kolonien es gar nicht kennen? Zeigen wohl die Katharinenstädter Jünglinge mehr Interesse für die Vogelwelt und mehr Liebe zu deren Gesang? Nein, auch hier liegt dem scheinbar unschuldigen Vergnügen der sich alles untertänig machende Weltregierer zugrunde — das Geld. Der junge Geschäftsmann will möglichst viel Zeisige und Distelfinke fangen, um sie zu verkaufen. Daß dadurch die Schule Not leidet — was kümmert das den leidenschaftlichen Vogelfänger: für einen guten Locker (man beachte Locker, nicht Sönger, denn die Locker sind einträglicher) kann ihm die Schule gestohlen werden. Im Grunde liegt das Geschäft, was sich unmerklich in Leidenschaft verwandelt. Wäre keine Aussicht auf Verkauf der gefangenen Vögel, wie das der Fall auf den anderen Kolonien ist, das Füttern des eingesezten Vogels und das Reinhalteln des Käfigs würde diese Liebhaberei nicht allzu sehr begünstigen.

Das Banockspiel. Mit dem Banockspiel verhält es sich ebenso, wie mit dem Vogelfangen: es wird als Geschäft betrieben. Es wird hier mit kleinen Banocks gespielt, auch Kiezen genannt, die aus Schweinsfüßen gewonnen werden. Die Kleinen spielen gewöhnlich Flozke, Riecke, Rade, die Großen Sock und Bock (die Namen sind aus dem Russischen genommen: плоский, ниц, раком, боком). Die Großen spielen Sonntags. Das Spiel endigt sich gewöhnlich mit Raffen. Sind die Größeren das Spiel satt, so lassen sie nochmal jeden zwei Paar setzen, fallen plötzlich über die gesetzten Reihen her und raffen sich die Taschen voll; die Kleineren müssen mit den Abfällen vorlieb nehmen. Nach dem Raffen geht es an das Schucken. Auch hier will man gewinnen. Trotz des letzten Umstandes möchte ich dieses Spiel nicht verdrängt wissen. Es entsteht dabei wohl manche Kauferei und Pflichtver säumnis, aber es hat auch seine guten Seiten. Vor allem die Bewegung in der Luft, die Kunst des Wurfes mit einem Guffernen in die dichtgesetzten Reihen Banock, so daß die Fezen spritzen! Bei dem Vogelfangen gibt es ja auch Bewegung, aber das massenhafte Einsperren, das Herumtragen zum Verkauf der armen Tierchen — wie verwerflich! Dieses ist Tierquälerei, Spekulation mit der Natur, jenes Sport.

In den andern Kolonien ist diese Art Banockspiel nicht verbreitet. Hier spielt man mit großen Banocks, die aus Pferdefüßen gewonnen werden. Das Spiel geht ganz anders. Die schön formierten Banock werden angestrichen und Schwärzchen, Brauner, Fuchschchen genannt. Einst brachte ich aus Katharinenstadt eine ganze Menge kleine Banocks nebst einigen Guffernen nach Rosenheim, um dieses Spiel dahin zu verpflanzen; es faßte aber keinen Boden, da meine Kameraden kein Interesse dafür fanden. Vielmehr ist auf den anderen Kolonien das Ballspiel und das Karottenspiel (городки) zu Hause, in Katharinenstadt wird das letztere gar nicht, das erstere wenig gespielt.

Das Kartenspiel. In den letzten Schuljahren schlich sich bei uns das Kartenspiel ein. Zuerst wurde Durak gespielt, dann Rams, dann Solo. Zuerst ging

es im kleinen, zuletzt im großen. Zuerst wurde bezahlt, zuletzt auf Kredit gespielt. Zuerst waren sich die Spieler einig, schließlich die besten Freunde die größten Feinde. Und ich muß sagen, daß gerade die Fähigsten in der Schule die Hauptspieler waren. Worauf ist dieses Uebel zurückzuführen? Auf die Nichterweckung der geistigen Interessen der Jugend. In dieser Hinsicht nichts tun und mit Drohungen und Zwangsmaßnahmen alles erreichen wollen — ist Selbstbetrug.

Griechische Kunst. An einem schönen Mai-tag wurden wir Oberklässler uns einig, eine Spazierfahrt auf dem Wasser zu unternehmen. Wir kreuzten einige Stunden auf einem großen See herum, jangen und musizierten, fuhren dann an das Land und stiegen aus auf die grünen Matten der weitausgebreiteten Wiese, nahe an der Wolga gelegen. Die frische Luft, der Sonnenschein luden uns ein zur freien Kunst. Es wurde Wettrennen veranstaltet (die Schule hatte uns in dieser Hinsicht unvorbereitet gelassen); man tobte sich einmal gehörig aus. Die Kunst ging so weit, daß wir uns zum Schluß nackt auskleideten und Paare und Troikas fuhren. Unser Glück war, daß es weit von Katharinenstadt und noch weiter von der Zentralschule nebst Fedulow war.

Der Zug nach Kano. Das zweitemal unternahmen wir einen Zug nach Kano, das vier Meilen von Katharinenstadt liegt. An einem Feiertage wurden wir uns einig, dorthin zu marschieren. Am „Moushaus“ versammelten wir uns. Ich wurde als Kommandeur gewählt. In der Zentralschule lernten wir marschieren und übten uns im Gebrauch hölzerner Flinten. Die Flinten hätten wir Fedulow zu gerne zu unserem Zweck gestohlen, brachten es aber nicht fertig und mußten ohne Gewehr abmarschieren. Alle standen in Reih und Glied und ich kommandierte, neue Kommandos anwendend: *сено! солома!* statt *левой, правой: прыжок через канал!* usw. Schnell waren wir bei den Kanoer Mühlen angelangt. Die Hunde begrüßten uns mit lautem Gebell zuerst und wollten sich gar nicht zufrieden geben ob unserer Ankunft. Die Leute blieben stehen und sperren verwundert die Mäuler auf, als wir in die Straßen einzogen.

сено! солома! erscholl in den Straßen Kano's das laute Kommando. Ernst waren unsere Gesichter und niemand verprügelte uns. Nachdem wir uns bei einer Bäuerin im Backhaus gehörig an Milch und Brot gelabt, traten wir unsern Rückmarsch an. Oftmals erwähnten wir unter uns diesen Streich und lachten uns herzlich darüber aus.

Onanie. Was am gräßlichsten Mark und Bein der jungen Generation zerfrißt — ist die Onanie, die unter den Zentralisten, wie auch sonst unter unserer Jugend stark verbreitet ist. Ich will hier nicht weiter ausgreifen und nur einige Fälle anführen. Ich habe in K., am Wasser, vor dem Baden, einen siebzehnjährigen Kerl im Sand liegen sehen, der Onanie trieb und, was das abscheulichste ist, den eine ganze Schar kleiner Jungen umstand. — In einem Quartier in K. wohnten zusammen vier Schüler von 15 bis 17 Jahren, die alle Onanie trieben. Den Samen warfen sie in Papierchen hinter ein dicht an der Wand stehendes Kanapee. Als die Hausleute bei dem Reinmischen das Kanapee von der Wand abrücken wollten, so war es festgeklebt. — Lachen ist nicht am Platze! Weinen sollten wir, daß mit diesem Marksauger so wenig gekämpft wird.

Es wurde auch gekämpft. Ein Büchlein, das einige von uns gelesen hatten, in dem die grausamen Folgen der Onanie beschrieben waren, hatte große Wirkung, indem es manche veranlaßte, veräußtigter zu leben und diesem häßlichen, schädlichen Laster zu entsagen. Ein empfänglicher Boden also, in den bloß kein Samen gestreut wurde.

Ihr Eltern und Erzieher, ihr Deutschen an der Wolga! Liebet eure Kinder, eure Schüler, eure Jugend. Sorget dafür, daß sie gut erzogen und unterrichtet werden. Das ist nicht eines der wichtigsten Dinge auf Erden, sondern das wichtigste.

Rätselausgabe.

Lies es vorwärts oder rückwärt,
 Immer ist's dasselbe Wörtchen,
 Und dies Wörtchen sagt wie immer,
 So auch allezeit dasselbe.

Auflösung der Rätsel in Nummer 7: 1. Klugheit und Weisheit, Dummheit und Torheit; 2. Teufel; 3. Gras, Sarg.



A. Becker.



Naturbilder aus unserem Gebiet.

Die Goldamsel.

Von B. Heim.

In der schönsten Zeit des Frühlings, im schönsten aller Monate des Jahres, im Bonnemonat, wenn die Sonne aus dem reinsten Blau herniederlächelt und mit zauberischer Macht den Pflanzen und Tieren immer wieder neue Energie und freudigen Lebensdrang spendet, wenn die sanften Lüfte alles zärtlich lieblos, dann erscheint bei uns in goldglühendem Gewande ein Sonnenkind des Südens, einer unserer schönsten Vögel, die Goldamsel.

Die ersten Goldamseln kommen zu uns, wenn sich die Traubenkirsche mit schneeigen Blüten überzieht. Den ersten dieser Gäste folgen nach und nach ihre anderen Geschwister während der ganzen Zeit, in der der süß duftende Flieder sein Festkleid trägt und die noch süßer, reiner und feiner duftenden Maiglöckchen den beschwingten, goldigen Gästen ihren Willkommgruß entgegenläuten. Wenn aber der Flieder und das Maiglöckchen ab-

blüht haben, sind schon alle diese Gäste, die kommen wollten oder kommen konnten, da, bauen ihre Nester und singen ihre fröhlichen Lieder.

Die Goldamsel (*Oriolus galbula*), bei uns auch

Goldamschel, Grünspaich genannt, in Deutschland unter vielen Namen, wie z. B. Pirol, Pfingstvogel und anderen, bekannt, kommt zu uns aus den farbenreichen Tropen, wo Schmetterlinge und Vögel in den buntesten, hellglänzendsten und reichsten Farben eine der Goldamsel würdige Umgebung darstellen.

Das Gefieder des Männchens ist goldgelb. Es hat den Anschein, als ob ein goldener Sonnenstrahl, der den Körper dieses Vogels umspielt hätte, an

dem Gefieder auf immer haften geblieben wäre. Diese Goldfarbe umschließt wie ein Rahmen die schwarze Farbe der Schultern, die Federn der Flügeldecken, Schwingen und der Schwanzfedern; letztere sind noch mit einem schmalen Goldstreifen an ihrem Ende eingefast. Das Auge hat eine karminrote Färbung, der Schnabel dagegen ein schmutzigeres Rot. Junge und Weibchen sind nicht so herrlich gekleidet; ihr Gefieder ist gelblich grün.



Die Goldamsel.

Wenn die würzigsten Lüfte des Frühlings die Lüfte mit Wohlgerüchen erfüllen und die vielen kleinen Sänger der Lebensspenderin, der Sonne, ihre Dankeslieder bringen, dann übertönt sehr oft die

wielen Stimmen ein reiner Flötenton, den die Goldamsel laut und vernehmlich „Fioliofijo, fioliofijo!“ erschallen läßt.

Nach Brehm soll man im Norden Deutschlands den Gesang der Goldamsel recht prosaisch ins Menschliche mit den Worten: „Pfungsten, Bier hol'n; ansaufen, mehr hol'n!“ übersetzen.

Doch außer den hübschen Flötentönen läßt die Goldamsel sehr häufig Töne erschallen, die einem Rahenschrei sehr ähnlich sind, weshalb die Goldamsel vom russischen Volke mit Wild- oder Wald-lage bezeichnet wird.

Die Goldamsel ist ein sehr unruhiger Vogel und liebt, sich mit ihresgleichen zu necken und zu streiten. Oft genug kann man beobachten, wie ein Männchen das andere lange Zeit hindurch verfolgt, und oft schießen beide durch die Lichungen der Bäume wie blißende Sonnenstrahlen.

Ihr Nest bringt die Goldamsel meistens in Gabelästchen hoch oben in den Bäumen an, baut es kunstvoll und polstert es weich aus. Dann legt sie 4—5 Stück Eier; sie sind von weißer Farbe. Das Brüten besorgen abwechselnd beide Gatten. Nach 14—16 Tagen schlüpfen die Jungen aus und verlangen dringend nach Futter.

Nun heißt es, Nahrung herbeischaffen. Diese Nahrung besteht hauptsächlich aus Insekten, und die Goldamsel nimmt auch die großen haarigen Raupen auf, die außer dem Ruckuck alle anderen Vögel verschmähen.

Die Goldamsel kann daher zu den nützlichsten Vögeln gerechnet werden, wenn sie auch den reisenden Kirichen und Himbeeren ihren Besuch abstattet und sich daran zu laben liebt. Doch da die Goldamsel bei uns sehr selten ist, so hat dieses Raschen nicht viel zu bedeuten; denn die paar Beeren, die sie verzehrt, hat sie reichlich verdient, sowohl durch ihren Gesang, als auch durch Vertilgung vieler schädlichen Insekten.

Bis zum August bleibt die Goldamsel gewöhnlich bei uns; dann zieht sie nach Süden, nach Afrika, wo sie nicht selten bis Madagaskar vordringt.

Dort unten fällt ihre Schönheit freilich nicht so sehr auf, da sie sich mit ihren Verwandten, den Paradiesvögeln, nicht messen kann, die in den Palmenwäldern ihren ständigen Aufenthalt haben.



Aus dem Leben einer Beklagenswerten.

Von B. Heim.

Es war im Frühjahr. Als die ersten Blättchen an den Obstbäumen zum Vorschein kamen, entschlüpfte einem runden schwarzen Punkte, der mit vielen ähnlichen an einer Zweigspitze angepappt war und wie seinesgleichen ein Ei darstellte, ein winzig kleines Tierchen, das die Menschen einfach Blattlaus nennen.

Das Leben eines solchen Tierchens ist gar nicht so einfach, wie sich vielleicht mancher denkt; denn es drohen ihm viele Gefahren, und wieviel Mühe kostet es, Nahrung zu erbeuten, um sein bißchen Leben erhalten zu können. Der Kampf ums Dasein ist auch bei einer Blattlaus zum mindesten ebenso schwer wie bei irgend einem andern Tier.

Vor allen Dingen muß nach dem Ausschlüpfen der Rüssel in ein Blatt oder in die Rinde eines Zweiges eingehoht werden, um sich da heraus sein

tägliches Brot zu saugen, und das ist keine Kleinigkeit.

Wie es eben bei allen Lebewesen geht, so kommen auch die Blattläuse nicht in der fürs Leben passenden Größe zum Vorschein, sondern sie müssen erst nach und nach auswachsen. Das Auswachsen oder Großwerden aber kostet — Kleider. Beinahe wie bei den Menschen! Bei genügender Nahrung ist das Großwerden eine Kleinigkeit, sowie auch die Kleiderbildung; denn unter dem alten Kleide wächst ein neues am Körper heran; das alte springt danach auf und fällt ab.

Und bis zur vollständigen Ausbildung, bis zur Fortpflanzungsfähigkeit muß das Kleid viermal gewechselt werden. Das ist dann der Zeitpunkt, wo sie das Recht haben, Mutter werden zu können. Das ist erst keine Kleinigkeit!

Aber o weh! die Kinder sind vaterlose Nachkommen! Die Mutter muß lebendige Kinder zur Welt bringen, ohne vorher etwas von einem Manne gewußt zu haben. Sie gebiert als Jungfer! Hat eine Mutter ungefähr 40 Junge zur Welt gebracht, dann hat sie das Methusalemsalter einer Blattlausmutter erreicht und segnet das Zeitliche. Doch die Kinder kommen gut veranlagt zur Welt; denn kaum ist ein Teil ihres Körpers dem Mutterleibe entschlüpft, so trallen sie sich schon fest und bringen sich weiter gewissermaßen selbst auf die Welt. Danach wird aber auch sofort der Rüssel in den Fut-



Obstbäumchen, von Blattläusen befallen.

ternapf eingebohrt und die stärkende Nahrung aufgenommen. Hat nun das Junge ebenfalls viermal die Kleidung gewechselt, so hat es auch das Recht, selbst Mutter zu werden und an Altersschwäche, wenn keine unglücklichen Ereignisse eintreten, zu sterben.

So folgt eine Generation der anderen.

Da aber das Futter auf einer Stelle zu wenig werden kann, so kommen manchmal Individuen zur Welt, die das Glück haben, bei der Kleiderwechslung Flügel zu bekommen. Diese mit einem Flugapparat ausgestatteten Glückspilze haben nun die Möglichkeit, ihren Geburtsort zu verlassen und in die weite Welt zu reisen, die meistens an einem der nächsten passenden Futterplätze sich befindet.

In der neuen Heinfat beginnt der Emigrant sofort seine Tätigkeit: gebiert lebendige Kinder und saugt aus den Futternäpfen Nahrung aus.

Je weiter aber die Zeit in den Sommer hineingeht, desto mehr kommen mit Flügeln ausgestattete Jungfern zum Vorschein. Die flügellosen haben so gut das Recht, mit Flügeln ausgestattete Nachkommen zu erzeugen, wie die mit Flügeln ausgestatteten Mütter das Recht haben, flügellose Kinder zu gebären. Doch sind es stets Jungfern, die ohne männliche Beihilfe Kinder erzeugen.

Wird aber die Jahreszeit immer rauher, dann geht mit der Erzeugung etwas Wunderbares vor. Da ein so leichtbekleidetes Ding wie die Blattlaus die rauhe Winterkälte nicht durchmachen könnte, so kommen nun geschlechtliche Junge, Weibchen und Männchen, zur Welt. Die Weibchen sind meistens flügellos und etwas größer als die Männchen; dagegen sind die Männchen besflügelt.

Das ist nun die Zeit, wo auch die Blattläuse einmal die Liebe kennen lernen. Nun ist's vorbei mit der liebelosen Jungferzeugung.

Das Weibchen wird nun vom Männchen geschlechtlich begattet und bringt diesmal nicht mehr lebende Junge zur Welt, sondern legt wie ein Vogel Eier.

Die Eier, die an Zweigspitzen befestigt werden, sind anfangs grün, doch später werden sie ganz dunkel. Und im Frühjahr sind an manchen Zweigspitzen schwarze Pünktchen in großer Anzahl zu sehen.

Sobald aber die Sonne genügend Wärme spendet, beginnt der Kreislauf aufs neue.

In dem ewigen Kampfe ums Dasein haben auch die Blattläuse viel Gefahren auszustehen, und nicht alle Blattläuse haben das zweifelhafte Glück, an Altersschwäche zu sterben.

Vor allen Dingen ist die Blattlaus ein Sklave; denn sie wird von der Ameise als Melkkub ausgenützt.

Jede Blattlaus besitzt auf dem Rücken des Hinterkörpers zwei Röhrchen, die ihr eigentlich als Waffe dienen und eine klebrige Flüssigkeit ausspritzen, um ihre Feinde wehrlos zu machen, damit sie ihr nichts anhaben können. Außerdem sondert sie noch einen süßen Stoff, „Honigttau“ genannt, aus dem hinteren Teil des Körpers ab, der

ihr Unglück wird; denn die Ameise gebraucht diesen süßen Stoff als Nahrung und zwingt nun die Blattläuse durch verschiedene „Handgriffe“, die Flüssigkeit abzusondern. Wohl oder übel müssen sie es tun, gerade so wie bei den Menschen die Rüge. Dafür läßt ihr aber auch die Ameise einigen Schutz — und wie manche behaupten — sogar einige Pflege angedeihen. Man sagt, daß die Ameise ihre Melkkuh — die Blattlaus — auf bessere Futterplätze übertrüge. Die Ameise beutet also die Blattlaus nur aus; aber da ist ein anderes Ding, das die Menschen Marienkäferchen, auch Herrgottskäferchen nennen, ein feuerroter „Drache“, der der schlimmste Blattlausfresser ist. Auch seine Larve ist ein dunkles Ungeheuer, das, je mehr es verzehrt, immer mehr Hunger bekommt und die Blattlausreihen gewaltig lichtet.

Und niemand kann dagegen etwas machen. Sogar die Ameisen nicht, die doch sehr stark und gewaltig sind. Da gibt es eben weiter kein Mittel, als geduldig sein und sein Schicksal tragen, wie es eben kommt.

Doch noch gewaltiger als dieser gewaltige Blattlausfresser ist der Mensch.

Er frißt freilich die Blattläuse nicht, aber leiden kann er sie auch nicht und vernichtet und vertilgt sie auf jede nur erdenkliche Art und Weise.

Er klagt freilich immer, daß ihm die Blattläuse großen Schaden zufügen, indem sie ihm seine Pflanzen ruinieren. Als ob das bißchen Saftausaugen was zu bedeuten hätte! Die Bäume sind auch gar schon zu empfindlich, und ihre Blätter rollen sich durch das bißchen Saftverlust zusammen und stellen ihre Arbeit gänzlich ein.

Das ärgeri den Menschen; deshalb ist er auf die Blattläuse nicht gut zu sprechen und bereitet ihnen oft den jammervollsten Tod.

Es ist kein Spaß, bei lebendigem Leibe verbrannt zu werden. Aber es ist einmal Tatsache.

Mit Quassiaabruhe bespritzt er die Zweige und zu gleicher Zeit auch die Blattläuse mit dabei, und zwar so stark, daß den armen Dingern Hören und Sehen vergeht und sie einfach von dem scharfen Zeug verbrennen müssen.

Es ist doch ein elendes Dasein, so ein Blattlausleben. Das eine Glück ist nur, daß sie sich so außerordentlich stark vermehren können, sonst wären sie wahrscheinlich schon längst von der Bildfläche der



Blattläuse und Blattlauseier auf einem Zweig.
(Stark vergrößert.)

Erde verschwunden und würden dann am Ende gar auch zu den vorsintflutlichen Tieren gezählt.

Doch bis es einmal so weit kommt, hat es noch gute Weile.

Denn immer noch schlüpfen im Frühjahr aus den Eiern Blattläuse aus, die unbegattet Junge zeugen, bis im Herbst die Jungfernzeugung aufhört und Männlein und Weiblein erscheinen, die sich begatten, wonach das Weibchen Eier legen kann.



Im Verlage der Zeitschrift:

„Unsere Wirtschaft“

erschienen:

In deutscher Sprache:

**Bäume und Sträucher unserer
deutschen Wolgakolonien**

Von G. Meyer.

85 Seiten. Preis 60 Kop.,
mit Uebersendung 65 Kop.

**Zur Geologie des Gebiets der
Wolgadeutschen und dessen
nächste Umgebung.**

23 Seiten, mit einem Kartogramm
der Funde und zwei paläontholo-
gischen Tabellen.

Von Bergwerfingenieur A. Busik.

Preis 30 Kop.
mit Uebersendung 35 Kop.

„Unsere Emigranten“

Von G. Dummler.

63 Seiten. Preis 25 Kop.
mit Uebersendung 30 Kop.

In russischer Sprache:

**Житняк и его культура на
Юго-Востоке Европейск. России.**

Состав. П. Н. Константинов.
66 страниц.

Preis 30 Kop.
mit Uebersendung 35 Kop.

**Борьба с засухой по данным
краснокутской опытн. станции.**

Состав. П. Н. Константинов.
71 страница.

Preis 50 Kop.
mit Uebersendung 55 Kop.

**Меннониты Кеппентальского
района Обл. немцев Поволжья
в бытовом и хоз. отношении.**

С 14 рисунк., одним планом и
19 диаграммами.

Состав. В. Г. Зюрюкин.
212 страниц.

Preis 2 Rbl.
mit Uebersendung 2 Rbl. 20 K.

Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsführung der
Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“,

Вокровск, Коммунаренплац Nr. 4.

Das Abonnement für das Jahr 1924 auf die
illustrierte Zeitschrift

„Unsere Wirtschaft“

(3. Jahrgang) ist eröffnet.

In der Zeitschrift findet der Leser die verschiedensten Aufsätze über Wirtschaft, Landwirtschaft und Kooperation, sowie Wissenschaft, Kultur und Technik. Alle Aufsätze sind allgemein verständlich gehalten und werden womöglich durch Bilder und Zeichnungen illustriert. Außerdem bringt die Zeitschrift Erzählungen, Gedichte, Rätsel und ähnliche Unterhaltungslektüre, sowie auch leichte Theaterstückchen für Erwachsene und Kinder.

In einem Jahr erhält der Leser 24 Nummern mit ungefähr 700 Seiten Textes. Jede Nummer enthält eine kostenlose Beilage:

„Naturbilder aus unserem Gebiet“

in denen die Pflanzen- und Tierwelt unseres Gebiets dem Leser vor Augen geführt wird.

Diese Beilage gibt im Laufe eines Jahres 96 Seiten Text und bildet einen fühlbaren

Beitrag zur Heimatkunde unseres Gebiets.

Außerdem erhalten diejenigen, die die Zeitschrift auf ein ganzes Jahr vorausbestellen als zweite kostenlose Beilage die Broschüre:

„Zur Geologie des Gebiets der Wolgadeutschen und dessen nächster Umgebung“ von Bergwerkteningenieur A. Busik.

Der Bezugspreis der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“ mit beiden kostenlosen Beilagen: „Naturbilder aus unserem Gebiet“ und für die Jahresbezieher „Zur Geologie des Gebiets der Wolgadeutschen“ beträgt

vierteljährlich 1 Rbl. 25 Kop., für das ganze Jahr 5 Rbl.

Die Beilage „Zur Geologie“ wird versandt: Wenn der Jahresbetrag sofort eingesandt wird oder nach Einsendung des Bezugspreises für das zweite Halbjahr.

Demjenigen, der unserer Zeitschrift 5 neue Leser gewinnt, wird „Unsere Wirtschaft“ mit beiden Beilagen kostenlos zugesandt.

Bestellungen sind zu richten: An die Geschäftsführung der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“, Pokrowsk, Ecke Zentralstraße und Kommunistenstraße Nr. 8, im Kontor des Deutschen landwirtsch. Verbandes.